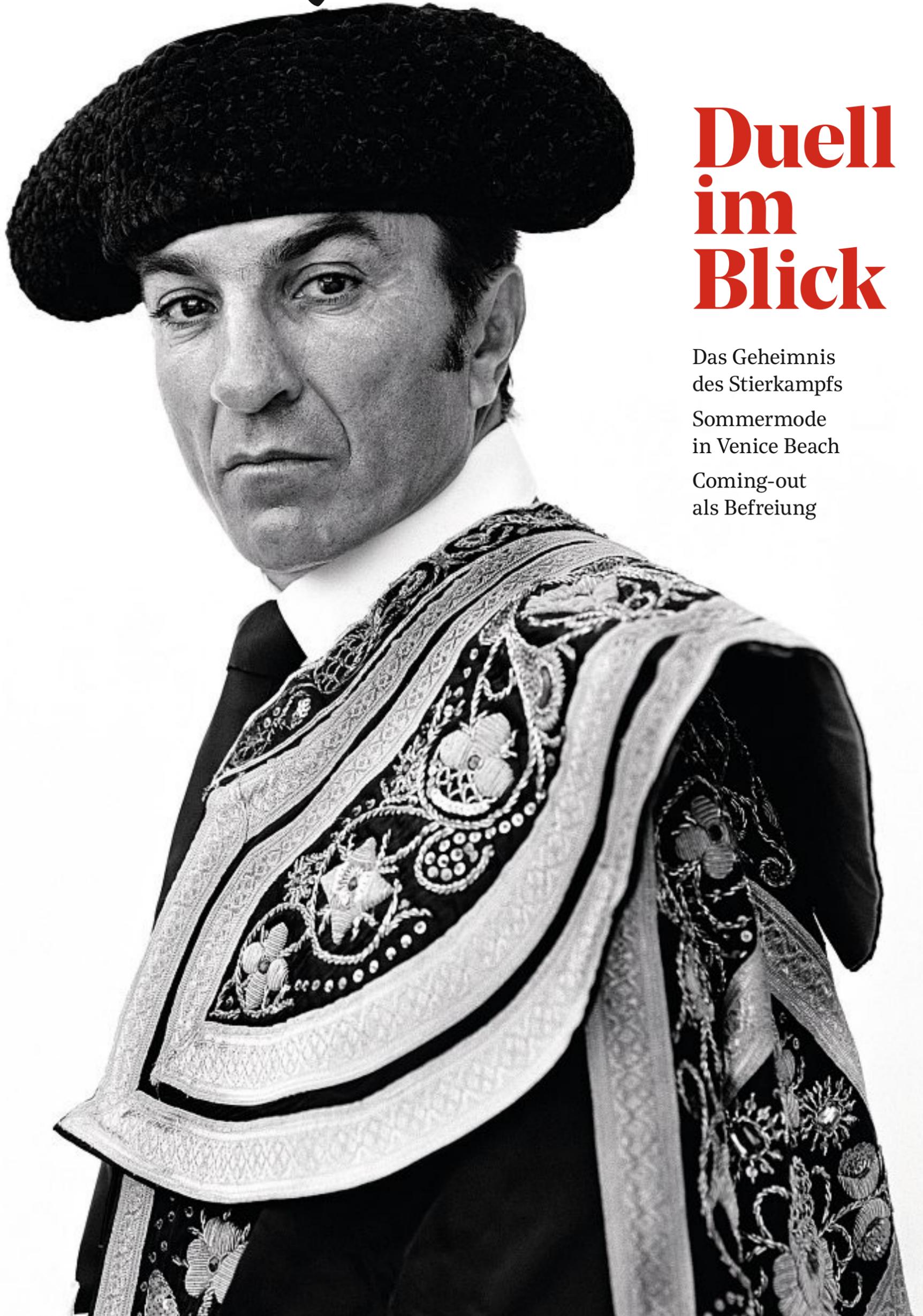


Frankfurter Allgemeine  
**Magazin**

JUNI 2022



# Duell im Blick

Das Geheimnis  
des Stierkampfes

Sommermode  
in Venice Beach

Coming-out  
als Befreiung



AUDEMARS PIGUET

*Le Brassus*

EINST AVANTGARDE,  
HEUTE IKONE.

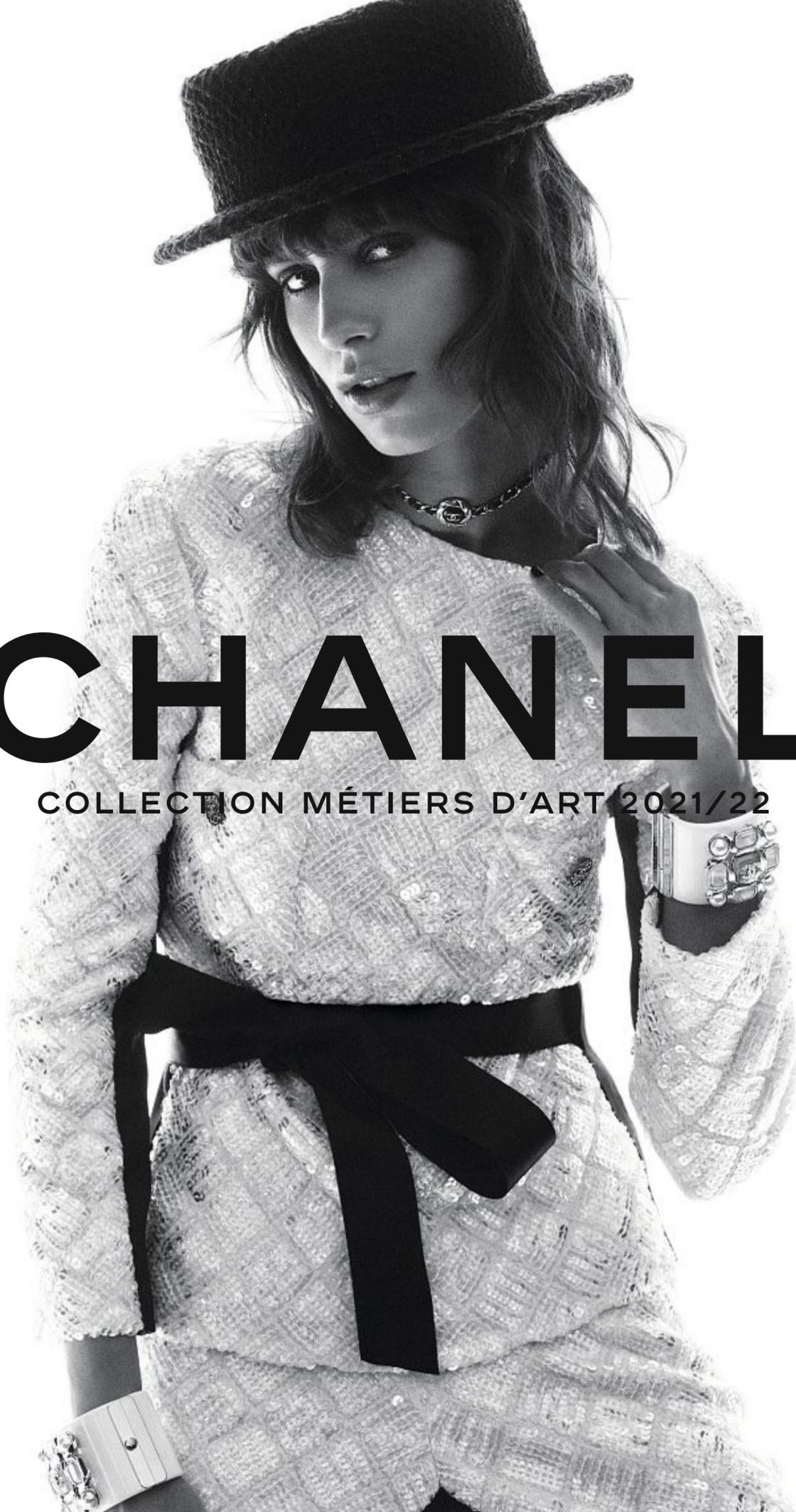


Royal Oak  
50<sup>th</sup> anniversary

AUDEMARS PIGUET BOUTIQUE FRANKFURT : GOETHESTRASSE  
AP HOUSE MÜNCHEN : MAXIMILIANSTRASSE

# CHANEL

COLLECTION MÉTIERS D'ART 2021/22



JACKSON WANG, WILLOW SMITH,  
MAISIE WILLIAMS, RAMI MALEK, TROYE SIVAN,  
THE PASHA COMMUNITY ON CARTIER.COM/DE-DE



# Editorial



Das Horn eines andalusischen Stiers fürchten Toreros noch mehr als den Blick.

## Mut hat viele Gesichter

Hat Sie unser Titelbild auch so in den Bann gezogen? Kann man den Blick dieses Manns überhaupt erwidern? Oder ist er so stark, dass man ihm einfach nicht standhalten kann? Schließlich hat er schon oft in der Arena dem Stier Auge in Auge gegenübergestanden. Wir konnten an diesem Foto von Timm Kölln nicht vorbeischaun, auch wenn unsere wunderbare Modestrecke aus Los Angeles ein Cover verdient hätte – aber zwei Titelseiten, das wäre dann doch übertrieben! Stiere und also auch Stierkämpfer rühren an archaische Ängste, urwüchsigen Mut, verrückte Waghalsigkeit, also vorzeitliche Eigenschaften, die wir aus der zivilisierten Welt verdrängt haben. Ich darf das als Kind vom Bauernhof sagen. Unser Deckbulle stand allein in seinem geräumigen Stall. Hinten rechts in der Ecke reichten drei dicke Stahlstangen vom Boden bis zur Decke, jeweils im Abstand von etwa 30 Zentimetern, so dass man selbst durchschlüpfen konnte, der Bulle aber mit seinen Hörnern nicht hindurchkam. Mehrmals haben die Stangen meinem Vater das Leben gerettet, als er ausmistete oder streute. Wenn der Bulle aus dem Stall geholt wurde, um seiner vielehelichen Pflicht nachzukommen, führte mein Vater

ihn nicht am Halfter, sondern an einer Stahlstange. Immerhin: In der Scheune konzentrierte sich der Bulle nur noch auf die Kuh, und danach kam er gleich wieder hinter Gitter. Die Faszination für die Tiere, die nicht aus Spaß gewalttätig sind, sondern weil sie ihre Herde beschützen wollen, erlebte ich viel später wieder in Las Ventas, der Arena in Madrid. Da überkam mich das Mitleid. Denn gerecht ist der Stierkampf ja nicht, sonst gäbe es so viele Tote unter den Menschen wie unter den Tieren. Einige spanische Regionen haben die Corrida schon abgeschafft. Umso spannender, dass Paul Ingendaay zu Stierzüchtern und Toreros auf die Miura-Farm in Andalusien fuhr. Was sah er dort? Unzeitgemäßen Heldenmut? Toxische Männlichkeit? Verzweifelte Gestrigkeit? Lesen Sie selbst, und lassen Sie sich von einigen Vorurteilen befreien. Mut hat übrigens viele Gesichter: Bis heute kann es riskant sein, sich zu seiner sexuellen Orientierung zu bekennen, sofern sie abweicht von der gesellschaftlichen Erwartung. Insofern sind auch die biographischen Geschichten, die Johanna Dürrholz und Kira Kramer aufgezeichnet haben, echte Dokumente des Heldenmuts. *Alfons Kaiser*

#### Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Alfons Kaiser  
**Redaktionelle Mitarbeit:**  
Julia Anton, Holger Appel, Johanna Christner,  
Johanna Dürrholz, Dr. Stephanie Geiger, Aylin Güler,  
Dr. Paul Ingendaay, Caroline Jebens, David Klauert,  
Kira Kramer, Ben Kuhlmann, Sarah Obertreis, Celina  
Plag, Franziska Pröll, Matthias Rüb, Anke Schipp,  
Peter-Philipp Schmitt, Dr. Stefanie Schütte,  
Simon Schwartz, Bernd Steinle, Karin Truscheit,  
Anna Vollmer, Anna Wender, Jennifer Wiebking,  
Maria Wiesner

**Bildredaktion:**  
Henner Flohr

**Art-Direction:**  
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

#### E-Mail Redaktion:

magazin@faz.de  
Alle Artikel werden exklusiv für das  
„Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben.  
Alle Rechte vorbehalten.  
© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,  
Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten  
Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen  
Beiträge und Abbildungen, besonders durch  
Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme  
der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige  
schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und  
strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder  
Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter  
Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum  
Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv,  
ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sollten Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in  
Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen  
wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der  
F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de).  
Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de)  
oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

**Redaktion und Verlag:**  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im  
Impressum genannten Verantwortlichen und  
Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

**Geschäftsführung:**  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Dr. Volker Breid

#### Anzeigen:

Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauker,  
REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH,  
Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, [www.republic.de](http://www.republic.de)

**Hersteller:**  
Andreas Gierth

**Druck:**  
Mohr Media Mohndruck GmbH  
Carl-Bertelsmann-Straße 161M  
33311 Gütersloh

PASHA DE *Cartier*



Foto: Timm Kölln



**PRADA**

HUNTER SCHAFER / SYMBOLE BAG BY THOMAS RUFF

# Mitarbeiter / Juni 2022

**PAUL INGENDAAY** hätte nie gedacht, dass er mal bei der Fütterung von Kampfstieren dabei sein könnte. Schon die Fahrt hinaus zu den Trögen, über schier endlose andalusische Weiden (Bild oben), war ziemlich aufregend. Der Europa-Korrespondent im Feuilleton der F.A.Z. hatte das Glück, zusammen mit dem Fotografen **TIMM KÖLLN** (Bild unten, flankiert von Torero Saül Jiménez Fortes und Züchter Antonio Miura) ein paar Tage auf der legendären Miura-Farm Zahariche verbringen zu können. Die beiden erlebten die Prüfung der Jungkühe, versenkten sich in Stiermythologie und blickten aus sicherer Entfernung auch dem einen oder anderen 500-Kilo-Burschen in die Augen. Die Geschichte, die sie aus Spanien mitgebracht haben, erlaubt keinen Zweifel: Die wahre Magie zeigt der *toro bravo* in seinem eigenen Reich. (Seite 22)



**MATTHIAS RÜB** kam im Jahr des Mauerfalls zur F.A.Z. Seinem Drang nach draußen durfte er schon als Hospitant im Feuilleton nachgeben, bei Reportagereisen in die frisch erweiterte Freiheitszone Mitteleuropa. Dass auf Wunder der Geschichte oft Katastrophen folgen, erlebte er als Berichterstatter aus den jugoslawischen Zerfallskriegen, als politischer Korrespondent mit Sitz in Budapest. Es folgten elf Jahre in Washington und fünf Jahre in São Paulo. Seit 2018 verfestigt sich nun in Italien seine Überzeugung, dass ein Land aus vielen Ländern besteht. Für dieses Heft nahm Rüb in der Rubrik „Bilder aus der Zeitung“ Kalabrien in den Blick. (Seite 12)



**KIRA KRAMER**, Redakteurin vom Dienst bei FAZ.NET, hat sich selbst erst mit Ende 20 als bisexuell geoutet. Ihre engen Freunde und ihr langjähriger Partner wussten es allerdings schon lange, bevor sie die Worte dafür fand. Zusammen mit ihrer Kollegin Johanna Dürrholz hat sie sich gefragt, wie das Coming-out bei anderen queeren Personen abließ. Und ob es heute leichter ist, sich zu offenbaren, als noch vor einem halben Jahrhundert. Gemeinsam haben sie mit sechs schwulen, lesbischen, transidenten und non-binären Personen aus verschiedenen Generationen gesprochen. (Seite 32)



**EVA BAALES** hat mit dem Team aus Autorin Celina Plag und Stylistin Leonie Volk schon häufiger für unser Magazin zusammengearbeitet. Dieses Mal hat die Modefotografin aus Köln die beiden in Los Angeles besucht und am Strand von Venice Beach die Community der Skater und Rollschuhfahrer abgelichtet; für das Bewegte und Bewegende hat Baales einen dokumentarisch geschulten guten Blick, selbst wenn sie im Sand kniet, um einen absichtsvoll fadenscheinigen Look des Labels Ottolinger in Szene zu setzen. Unsere Modestrecke (Seite 36) bietet noch mehr überraschende Perspektiven auf aktuelle Athleisure-Trends.



Fotos Eva Baales, Timm Kölln, Getty, Illustration Silke Weizinger

// „Viele Demenzkranke singen selbst dann noch Lieder mit, wenn sie ihre Kinder und Enkel nicht mehr erkennen.“ //

30



## 22 Expedition ins Stierreich

Auf der Suche nach dem Geheimnis des Stierkampfs: eine Reise zur berühmtesten Zuchtfarm Spaniens.

Von Paul Ingendaay  
Fotos Timm Kölln

## 30 Mit dem Cello gegen das Vergessen

Demenzkranken leiden unter dem Verlust geistiger Fähigkeiten. Musikunterricht kann für sie eine Hilfe sein.

Von Franziska Pröll  
Fotos Daniel Pilar

## 32 I'm coming out

Brauchen wir heute noch Coming-outs? Sieben queere Personen erzählen, wie sie den Moment erlebt haben.

Von Johanna Dürrholz  
und Kira Kramer

## 36 Venice Beach

Auch Dan (Foto) ist dabei. Er trägt ein Top von Givenchy, Hose und Hut von Celine Homme und Sonnenbrille von Burberry.

Von Celina Plag  
Fotos Eva Baales

## 46 Stoffe für große Erzählungen

Kann man alte Muster erneuern? Die venezianische Marke Fortuny wagt den Versuch mit einem neuen Designer.

Von Stefanie Schütte  
Fotos Helmut Fricke

## 49 Schnittmenge

Ein Rasenmäher ohne Kabel verspricht viele Vorteile. Aber wo anfangen? Die Auswahl ist groß.

Von Holger Appel

12 Vor 50 Jahren 14 Vita Obscura 16 Prêt-à-Parler 29 Grüße aus Korsika 48 Mood/Mut 50 Fragebogen

design + made · in denmark

L I N D B E R G 

### Zum Titel

Der Leiter der Stierkampfschule von Madrid, José Pedro Prados Martin, genannt El Fundi, wurde von Timm Kölln fotografiert.

Im Netz: [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil)

Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil

Instagram: @fazmagazin

Twitter: @fazmagazin

Die nächste Ausgabe des Magazins

liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 9. Juli bei.



Aus der F.A.Z. vom 10. Juni 1972: Frauen bei Locri in Kalabrien waschen im Fluss.  
Foto Barbara Klemm

## Vor fünfzig Jahren

In seinem 1945 erschienenen autobiographischen Roman „Christus kam nur bis Eboli“ beschreibt der jüdische Arzt, Schriftsteller und Maler Carlo Levi (1902–1975) die Zeit seiner Verbannung in die rückständige Region Basilikata von 1935 bis 1936 durch die italienischen Faschisten. Die meiste Zeit verbrachte Levi in Matera, der uralten Stadt im kargen Hochland der Murgia mit ihren Höhlenwohnungen. Die Stadt Eboli, wo Christus laut Levi auf seinem fiktiven Missionierungsweg von Rom in den Süden Halt machte, liegt in Kampanien, der nordwestlichen Nachbarregion der Basilikata. Für den Turiner Levi war die Basilikata das Tor zum gottverlassenen Süden Italiens, der sich allen wohlmeinenden bis herablassenden „Zivilisierungsbemühungen“ des reichen Nordens widersetzt. Und wo man die Menschen und deren Lebensumstände besser mit den ewigen Weisheiten der Mythologie versteht als mit den neuesten Methoden der Soziologie.

Die Region Kalabrien an der Stiefelspitze, die südliche Nachbarregion der Basilikata, ist in dieser Perspektive die Schwelle zu Afrika. Tatsächlich ist es von Reggio Calabria nach Tunis oder Tripolis Luftlinie nur etwa halb so weit wie nach Mailand oder Turin. Das Foto von Barbara Klemm, das am 10. Juni 1972 auf der Seite „Die Frau“ der Samstagsbeilage „Bilder und Zeiten“ erschien, entstand in dem Städtchen Locri an der Südostküste Kalabriens. In der Bildunterschrift hieß es damals: „Waschen im Fluss, wie zu Zeiten Nausikaas“, der Gestalt aus Homers „Odyssee“.

Gewiss, die allermeisten Haushalte in Kalabrien haben heute Waschmaschinen. Man sieht keine Frauen mehr beim Waschen im Fluss. Aber auf archaische Verhältnisse, die erstaunlich gut auch unter den Bedingungen unserer globalisierten Welt funktionieren, stößt man noch ein halbes Jahrhundert später in Kalabrien auf Schritt und Tritt. Auf den Feldern schufteten schwarze Migranten in sengender Hitze für einen Stücklohn, der

kaum zum Überleben reicht, nicht einmal in ihren Barackensiedlungen. Natürlich ist der *caporalato*, wie diese heutige Form der Sklaverei in Italien heißt, im ganzen Land verboten, wird aber gerade im Süden weithin praktiziert. Die von zerschundener Hand geernteten Tomaten werden später in vollautomatisierten Fabriken gewaschen, geschält, zerteilt oder zu Konzentrat verarbeitet und von Robotern in Dosen und Tuben abgefüllt.

Die 'Ndrangheta aus Kalabrien gilt heute als die mächtigste, brutalste und zugleich „modernste“ aller Mafiaorganisationen. Weder bei der sizilianischen Cosa Nostra noch bei der Camorra in Kampanien ist das Prinzip der Blutsverwandtschaft so tief verwurzelt, nirgendwo wird das Gesetz der Omertà so streng befolgt und dessen Bruch so erbarmungslos bestraft wie bei der 'Ndrangheta. Rund 400 Familienclans mit bis zu 60.000 Mitgliedern sind in mehr als 30 Ländern auf allen Kontinenten für das bis heute tief in Kalabrien verwurzelte kriminelle Netzwerk tätig. Die 'Ndrangheta kontrolliert rund 80 Prozent des gesamten Kokainhandels in Europa, ihr Umsatz wird auf rund 54 Milliarden Euro jährlich geschätzt.

Diesen speziellen Reichtum der Region Kalabrien sieht man nicht. Wohl aber sieht man die Armut, die wirtschaftliche und soziale Rückständigkeit, die Vernachlässigung des öffentlichen Raums und ganzer Landstriche. Trotz umfassender Transferzahlungen und ungezählter Strukturhilfeprogramme aus Rom und auch aus Brüssel in den vergangenen Jahrzehnten ist Kalabrien in fast allen Bereichen noch immer das ewige Schlusslicht Italiens. Das gilt für das Bildungs- und Gesundheitswesen, für Infrastruktur und Bevölkerungsentwicklung, für Wirtschaftswachstum und Arbeitslosenquote. Und auch für die Beschäftigungsquote. Die ist bei jungen Leuten – und zumal bei Frauen – so niedrig wie in kaum einer anderen Region Italiens. *Matthias Rüb*

  
**HERMÈS**  
PARIS

DIE WÄRME DES EISES

TERRE  
D'HERMÈS

EAU GIVRÉE



# Vita Obscura

Von Simon Schwartz

**PRIDE**

Marsha P. Johnson  
\*1945 – †1992

Sylvia Rivera  
\*1951 – †2002

I. Als die New Yorker Polizei in der Nacht zum 28. Juni 1969 die zumeist von queeren Menschen besuchte Bar „Stonewall Inn“ an der Christopher Street stürmte, kam es zu einer Zeitenwende. Schon seit Jahrzehnten hatte die Polizei die Homosexuellenszene der Stadt brutal drangsaliert.

II. Am Tag zuvor war die Schauspielerin und „Schwulen-Ikone“ Judy Garland bestattet worden, weshalb sich angeblich viele Mitglieder der LGBT-Community in der Stadt befanden. An diesem Abend entlud sich die lange aufgestaute Wut gegen die Polizei.

III. Nach unterschiedlichen Aussagen warf eine der beiden Transfrauen Marsha P. Johnson und Sylvia Rivera eine Flasche oder einen Stein. Im Nu eskalierte die Situation, und die Besucher der Bar setzten sich zur Wehr.

IV. Schnell war die Polizei mit einer Überzahl von 2000 Menschen konfrontiert, die gemeinsam „Gay Power“ riefen. Es kam zu Straßenschlachten und Bränden. Insgesamt erstreckten sich die Aufstände über fünf Tage.

V. Die Schwarze Marsha P. Johnson und die Latina Sylvia Rivera wurden zu Leitfiguren und Sprechern der Bewegung. 1970 gründeten beide einen Verein für obdachlose Drag Queens und Transpersonen, den Sie zum Teil durch die eigene Prostitution finanzierten.

VI. 1973 hielt Rivera auf dem Washington Square eine Rede. Darin klagte sie an, dass Schwule und Lesben sich nicht für die Rechte von Transpersonen einsetzen. Kurz zuvor hatte sie bereits frustriert die Gay Activist Alliance verlassen.

VII. 1992 wurde Marsha P. Johnson tot im Hudson gefunden. Die Polizei stufte den Fall als Suizid ein, obwohl sich laut Rivera eine große Wunde an ihrem Hinterkopf befunden haben soll. Erst 20 Jahre später galt ihr Tod als „ungeklärt“.

VIII. Nach Riveras Tod durch Leberkrebs wurde 2005 ein Teil der Christopher Street in „Sylvia Rivera Way“ umbenannt, seit 2020 trägt ein Park Johnsons Namen. Noch heute gedenken Menschen des von Rivera und Johnson gestarteten Aufstands und erinnern weltweit mit Paraden an den Christopher Street Day.

confidence to be | MERZ AESTHETICS®

#MY  
ATTITUDE

SHOW YOUR CONFIDENCE.  
IT'S YOUR BEAUTY.

MERZ AESTHETICS empowers people to confidently express their unique attitude. We help them to look better, feel better, live better. [merz-aesthetics.info](https://www.merz-aesthetics.info) @merzaesthetics\_de  
Copyright © 2022 Merz Aesthetics GmbH. Alle Rechte vorbehalten. Merz Aesthetics® ist ein eingetragenes Markenzeichen der Merz Pharma GmbH & Co KGaA.



# Prêt/à/Parler



MINIRÖCKE  
Kürzer  
geht  
nicht

► „Das ist der Itsy Bitsy Teenie Weenie Honolulu Strand Bikini“, ach neeee, da geht's ja gar nicht um Miniröcke. In meiner Erinnerung aber ist das Lied eng mit Miniröcken verknüpft. Der erste Minirock, den ich unbedingt haben wollte, war aus Jeansstoff, ich war vielleicht sieben und wollte außerdem ebenso unbedingt einen Bikini. Meine Mama trällerte daraufhin immer bloß das Eingangslied, ich bekam zu meinem großen Verdruss einen unverschämten langweiligen Einteiler zum Baden und war zumindest kurzzeitig beleidigt. Den Minirock aus Jeansstoff aber bekam ich, in jeansigem Rot. Fetzig, fanden wir damals. Aus heutiger Sicht ist ein roter Jeansrock mit Knielänge wohl eher spießig, unter Mini verstehen wir nämlich wirklich mal Miniminimini, zumindest wenn man sich Modelle wie die von Miu Miu (3) oder Diesel (7) anschaut. Letzteres erinnert eher an einen großen Gürtel. Auch dieser Trend ist nicht neu, unwillkürlich erscheinen vor unserem inneren Auge Bilder von Paris Hilton und Nicole Richie, die ihre gebräunten Millionärinnenbeine aus überbeurten Autos entfalten und ungünstig dabei fotografiert werden – aber ganz ehrlich, bei so wenig Stoff und so viel

Beinfreiheit wissen wir auch nicht so genau, ob das mit oder ohne Unterwäsche besser funktioniert. Manch einer bevorzugt untenrum ein frisches Lüftchen – so wie unsere Röcke selbst, die für diese Bilder in die Luft gewirbelt wurden. Wer es eher gediegen mag, womöglich mit schwarzer Strumpfhose darunter, könnte mit den schwarzen Röcken von Karl Lagerfeld (4) und Bottega Veneta (5) vorlieb nehmen. Sommervibes und garantiert strumpfhosenfreie Laune versprüht das Modell von Max Mara (1), dessen Farben an Sonnenschirme erinnern. Wer auf Hippiesommer steht, kann auf das florale Modell von Etro (2) setzen. Auch auf Glitzer, Strass und das gewisse Etwas muss in diesem Sommer niemand verzichten, dank Dior (6). Wem das alles viel zu mini ist oder das Unterhosenproblem zu kompliziert, kann sich getrost zurücklehnen. Auch Maxikleider und lange Röcke gibt's noch. Kann nur sein, dass man dann auch auf Paris-Hilton-Paparazzi-Momente verzichten muss. Ich jedenfalls passe in mein Jeansmodell von damals garantiert nicht mehr rein – oder es wäre wirklich sehr mini. In diesem Jahr wäre das zumindest styletechnisch okay. (jdhz.) Fotos Schmott Studios



**ff**  
FREIFRAU®  
MANUFAKTUR

THEIA

designed by SEBASTIAN HERKNER – Handmade in Germany by FREIFRAU MANUFAKTUR GmbH – www.freifrau.com

SNEAK AROUND (43):

## Ganni x New Balance 2002 R „Turtledove“

### ► Ist diese Zusammenarbeit so besonders?

Das dänische Luxuslabel Ganni hat sich mit der amerikanischen Sneakermarke New Balance zusammengetan, um einen coolen Dad-Sneaker auf den Markt zu bringen. Der 2002 R „Turtledove“ sieht nicht nur retro aus, er wird auch besonders nachhaltig hergestellt. Die Zusammenarbeit entspricht dem „New Balance Green Leaf Standard“: Mindestens 50 Prozent der Obermaterialien stammen aus umweltschonenden Quellen, mindestens ein Sohlenbestandteil ebenfalls. „Unsere Markenziele stimmen gut überein, besonders unser Bemühen, die Bedeutung von Nachhaltigkeit in unserer Branche hervorzuheben“, sagt Lauren Fitzsimmons, die sich bei New Balance um globale Kooperationsprojekte kümmert. Der 2002 R ist ein Hybrid aus Laufschuh und Alltagsneaker, schön und bequem. Ditte Reffstrup, Kreativdirektorin bei Ganni, sagt: „Der Stil des New Balance 2002 R passt perfekt zum Kopenhagener Kleidungsstil – wir sind immer mit dem Fahrrad unterwegs oder laufen irgendwo.“ In Anlehnung an die Nullerjahre gibt es die Schuhe in Grün und Grau.



### Wer ist bitte noch mal Ganni?

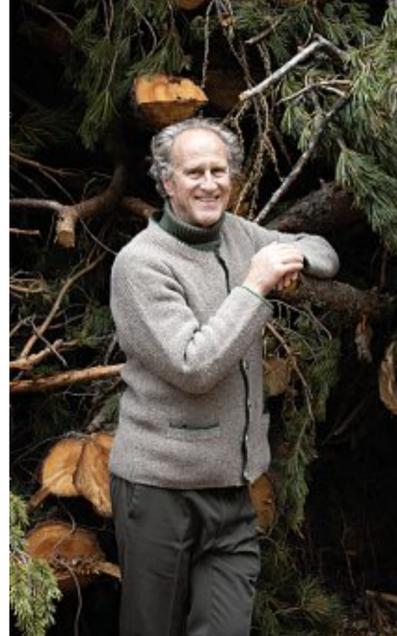
Das in Kopenhagen ansässige Designerlabel Ganni wird von dem Ehepaar Ditte und Nicolaj Reffstrup geleitet. Nicolaj Reffstrup ist auch der Gründer. 2020 startete die Marke ihren „Responsibility Game Plan“, mit 44 Zielen in den Bereichen „People“, „Planet“, „Product“ und „Prosperity“ (Wachstum), die bis 2023 erreicht werden sollen. Mit der unbeschwerten Herangehensweise an die Schlichtheit und Funktionalität des skandinavischen Designs kommt Ganni besonders bei jungen, modeaffinen Frauen gut an. Und da die sogenannten #GANNIGirls oft New-Balance-Sneaker tragen, schien die Zusammenarbeit für beide Marken eine folgerichtige Ergänzung.

### Kriegt man den Schuh überhaupt noch irgendwo?

Der 2002 R kam am 13. April auf den Markt. Schnell war er in Onlineshops ausverkauft. Inzwischen wird er auf dem Zweitmarkt und Wiederverkaufsplattformen wie StockX für bis zu 400 Euro gehandelt. Ob der Preis bald fällt oder weiter steigt, ist schwer zu sagen – auch der Sneaker-Markt ist volatil.

### Passt der Sneaker zu den Trends der Saison?

Das Design des Schuhs verströmt Retro-Vibes und wirkt zugleich zeitlos. Die Modelle sind für Frauen ebenso wie für Männer (bis Schuhgröße 45) gemacht – Pluspunkt! Auch die zertifiziert biologischen, wiederverwerteten und umweltschonenden Materialien sind für immer mehr Käufer wichtig. Nicht zu vergessen: Der Schuh wird in den angesagten Farben Grün und Grau angeboten. Also klare Antwort: Ja, ein absoluter Trend-Sneaker! *Aylin Güler*



MATTEO THUN ZUM 70.

## Gestalten nicht um des Gestaltens willen

► Manchmal sind es vermeintliche Kleinigkeiten, die einen Designer groß werden lassen. Bei Matteo Thun war es ein Espresso-Tässchen, das der gebürtige Südtiroler 1990 im Auftrag von Ernesto Illy gestaltete. Das dickwandige Gefäß mit seinem kreisrunden Henkel, das auf einer Untertasse mit keiner gewöhnlichen Kuhle, sondern „einem Höckerchen“ steht, ist zu einer Ikone des Designs geworden. Es ist nur ein Erfolgsprodukt von vielen, die Matteo Thun seit Mitte der Achtzigerjahre mit seinem Mailänder Studio entworfen hat. Dabei hatte er kurz zuvor noch einer Gruppe von Designern angehört, die sich an die Regeln, die ihnen der Markt, die Industrie und auch der Kunde vorgaben, nicht halten wollten.

Matthäus Antonius Maria Graf von Thun und Hohenstein entstammt einer Bozener Unternehmerfamilie, sein Bruder Peter Thun – inzwischen mit seinem Sohn Simon – übernahm die Firma der Eltern, die Thun AG, die 1950 als Keramikwerkstatt gegründet worden war. Matteo Thun wollte eigentlich Pilot werden, später dann Maler. Ein zweiter Emil Nolde, wie er erzählt. Also studierte er Malerei – bei Oskar Kokoschka. Über ihn fand er zur Architektur. Er studierte und promovierte an der Universität Florenz. Als Abschlussarbeit reichte er den Entwurf eines Flugdrachens ein, auf den ihn eine Zeichnung Leonardo da Vincis gebracht hatte. Die Fliegerei gab Thun erst auf, als er in den späten Siebzigerjahren begann, für Ettore Sottsass in Mailand zu arbeiten.

Auch da gelang ihm schon Großes, wenn auch nur als Assistent des berühmten Meisters. Sottsass ließ ihn Metallobjekte gestalten, für ein damals noch weitgehend unbekanntes Unternehmen: Alessi. Daraus wurde das erfolgreiche Edelstahlprogramm der Marke. Sottsass und Thun waren auch zwei der maßgeblichen Protagonisten der Mailänder Designgruppe Memphis, die sich mit ihren Arbeiten gegen

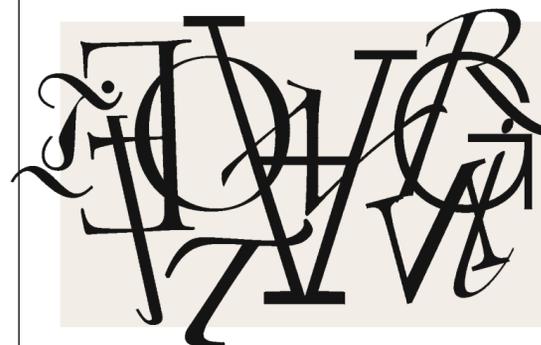
Architekt und Designer: Matteo Thun schätzt die Natur. Bei seinen Projekten geht es ihm immer auch um die „ästhetische Dauerhaftigkeit“ seiner Arbeiten.



Handarbeit: Die Stühle Nudes aus Buchenholz mit gewebten Sitzen werden von Fratelli Levaggi in Chiavari gefertigt (Manus Factor), die Murané-Kollektion besteht aus mundgeblasenen Glaskugeln, die einzeln oder in Ringen zu Leuchten (Panzeri) kombiniert werden.

ihre möglichen Auftraggeber stellen. Die Mitglieder, unter ihnen Michele de Lucchi, Barbara Radice, Andrea Branzi und Aldo Cibic, wollten sich nicht vorschreiben lassen, wie ein von ihnen gestaltetes Produkt auszusehen habe, nur damit es aufgrund seiner scheinbaren Funktionalität besser verkäuflich ist.

Knapp vier Jahre war Thun an dieser „Raserei“ beteiligt, dann verließ er die Gruppe und machte sich in Mailand als Designer und Architekt selbständig. Seither prägt ihn die Maxime „vom Löffel zur Stadt“ (Ernesto Nathan Rogers). Für Thun, dessen Studio Matteo Thun & Partners heute 80 Mitarbeiter hat, bedeutet das, ganzheitlich zu denken, im Kleinen wie im Großen. Und so gestaltet er alles, „von der Kaffeetasse bis zum Restaurant und vom Berghotel zum Kochgeschirr“, was gerade gebraucht wird, aber auch nur, was nötig ist. Noch immer widersetzt sich Thun dem Gestalten um des Gestaltens willen, gegen ein Immer-mehr setzt er die Idee des No-Designs. Lifestyle-Produkte interessieren ihn nicht, und doch baut er als Architekt Wellness-Oasen wie das Hotel Vigilius Mountain Resort auf dem Vigilijoch oberhalb von Lana bei Meran, das wie ein Baumstamm in der Landschaft liegt. Es ist ein „Holzhaus der Moderne“ in 1500 Meter Höhe, zu dem keine Straße, sondern nur eine Seilbahn führt. W-Lan gibt es natürlich auch nicht. Thun, der am nächsten Freitag 70 Jahre alt wird, hat auch dafür ein Prinzip: „Eco statt Ego“. Denn um ihn, den Gestalter, geht es bei all dem am allerwenigsten. *Peter-Philipp Schmitt*



► Haben Sie es schon entziffert? Die Wortbilder, mit denen Franz Mon die Buchstabenwelt durcheinanderbrachte, sind schwer zu verstehen, und das ist ihr Reiz: Dieser Lyriker war ein Begriffsartist. Am 7. April ist Franz Mon im Alter von 95 Jahren gestorben. Die „Wörter des Jahres“, die er 2016 für uns gestaltete, finden sich unter dem QR-Code. Links ist zu lesen: „Integration“.



Foto: Aylin Güler, Daniel Charbon, Herbolter (2)

# MR MARVIS

AMSTERDAM



NEU:  
DIE LEINENSHORTS



## ENTDECKE DIE NEUEN LEINENSHORTS

MR MARVIS stellt die Leinenshorts vor: perfekte Shorts für die wärmsten Tage des Jahres. Die Leinenshorts sind aus Leinen, Bio-Baumwolle und Elasthan hergestellt. Das macht unsere neuesten Shorts sehr leicht und luftig und somit auch sehr angenehm zu tragen. Mit acht Farben gibt es für jeden Geschmack den passenden Stil. Für welche entscheidest du dich?



BESTELLE JETZT AUF [MRMARVIS.DE](https://www.mrmarvis.de)



Schauspielerin, Filmemacherin und Autorin Maryam Zaree versteckt sich nicht beim Empfang des Medienboards Berlin-Brandenburg.



Maria Dragus muss nicht an sich zweifeln – sie gehört zu den jungen Stars des deutschen Films.



Unsere Fotografinnen Vanessa Fuentes (links) und Nada Lottermann weisen Édgar Ramirez den Weg.



Schauspieler Numan Acar feiert beim Cocktailempfang von Studio Babelsberg.



Oscar-Preisträger Casey Affleck ist seit einem halben Jahr mit Caylee Cowan zusammen.



Popsängerin Lary steht immer öfter auch vor der Kamera, zum Beispiel in „Bad Banks“.



Cedric Kyles alias Cedric the Entertainer unterhält die Festivalgäste.



Maximilian Mundt („How to Sell Drugs Online (Fast)“) wird nicht nach Drogen gefragt.



Auch Model Toni Garrn hat schon als Schauspielerin gearbeitet, zuletzt im Sci-Fi-Thriller „Warning“.



Byron Amanatidis (Bocci-Leuchten) und Visagistin Arzu Küçük, die auch für unser Magazin arbeitet, kommen auf den Cannes-Geschmack.



### Alexey Vasilyev

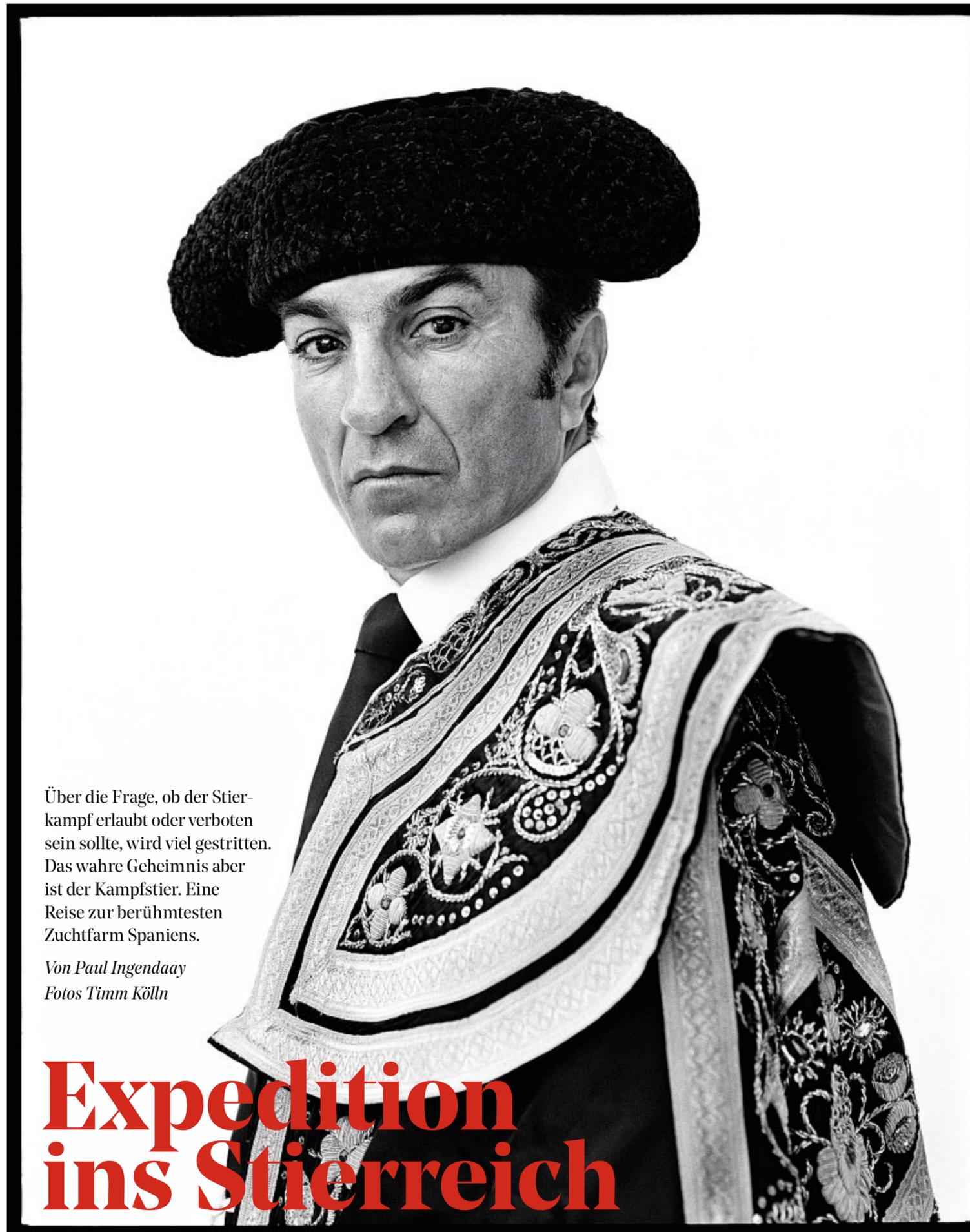
aus der Serie „Sakhawood“

Kodak Pro Endura | 70x50 cm | Foto-Abzug unter Acrylglas | Schattenfugenrahmen Basel, Eiche schwarz

### Die Vollendung der Fotografie

Wenn ein Bild als Druck sichtbar wird, wird es von einer abstrakten Idee zur Realität. Für WhiteWall ist ein Bild daher in dem Moment vollendet, in dem es an der Wand hängt. Perfektion erreichen wir dabei durch bestes Material, handwerkliches Können und Innovation. Online und in unseren Stores machen wir unsere prämierte Galerie-Qualität fotobegeisterten Menschen jederzeit zugänglich.

Die Ausstellung ist vom 20. Mai – 28. September im Rahmen der Triennale der Photographie Hamburg in der Halle für Aktuelle Kunst zu sehen.



Über die Frage, ob der Stierkampf erlaubt oder verboten sein sollte, wird viel gestritten. Das wahre Geheimnis aber ist der Kampfstier. Eine Reise zur berühmtesten Zuchtfarm Spaniens.

Von Paul Ingendaay  
Fotos Timm Kölln

# Expedition ins Stierreich



„Ich sage ihnen, sie sollen stolz auf ihre Berufung sein“: José Pedro Prados Martín, genannt El Fundi (Bild links), war Matador und leitet seit acht Jahren die Stierkampfschule von Madrid.

Die imposantesten Stiere, die schon Hemingway beschrieben hat, heißen Miura. Sie kommen von der Finca Zahariche nahe Lora del Río in Andalusien. Manche Toreros würden niemals gegen sie antreten.



# D

ies ist keine Verteidigung des Stierkampfs. Sondern der Versuch, eine mehrere hundert Jahre alte Welt zu beschreiben, mit besonderem Blick auf den Stier. Zwar kann er uns nicht mitteilen, was er empfindet. Deshalb haben alle Aussagen über den *toro bravo* in gewisser Weise begrenzte Kraft. Aber es ist bemerkenswert, wie sehr der Kampfstier einen Fixpunkt der spanischen Kulturgeschichte darstellt, von Lorca bis Picasso.

Das drückt sich auch in der Alltagssprache aus. Spanier reden nicht vom Stierkampf, sondern von den Stieren. Der Matador zählt in dieser Rechnung nicht. Und sein Berufsrisiko noch weniger. Wenn man also die Frage „Magst du die Stiere?“ bejaht, bedeutet das zugleich, dass man Gefallen findet am Stier auf der Weide. Dass man Bewunderung empfindet für Schönheit, Stärke, Eigensinn und Unzähmbarkeit dieses mythenumrankten Wesens. Es bedeutet Respekt vor dem Stierkampf, ohne den es den Kampfstier nicht gäbe, und Sympathie für einen ökologischen Agrarzweig, der abseits der Öffentlichkeit agiert und von dem es gern heißt, man müsse ein bisschen verrückt sein, um ihn zu betreiben – in jedem Fall aber ein sehr, sehr geduldiger Mensch.

Als wir uns auf die Reise von Madrid nach Andalusien begeben, haben wir etwas Wertvolles in der Tasche: eine Einladung auf die legendäre Stierzuchtfarm Miura zur *tienta de vacas*, der Prüfung der Jungkühe. Wenn das Verhalten des Kampfstiers in der Arena für den Züchter die Stunde der Wahrheit ist, bedeutet die Tienta die wichtigste Weichenstellung: Welche Jungkuh darf Mutter der kommenden Generation von Kampfstieren werden? Der Fotograf Timm Kölln, der in Spanien aufgewachsen ist, war schon oft bei Antonio und Eduardo Miura zu Gast. Die Tienta ist der Haustermin im Frühjahr, auf den alle hinfiebern, und dazu werden nur ausgewählte Toreros eingeladen sowie Menschen, denen man vertraut.

Der Name Miura hat in Spanien ehrfurchtgebietenden Klang, und die Einfahrt zur Finca Zahariche im andalusischen Lora del Río erinnert an alte Westernkulissen: ein hohes, aus rohen Holzbalken gezimmertes Portal mit dem Schriftzug „Miura“ darauf. Links und rechts des Schriftzugs: zwei nackte Stierschädel. Es würde nicht verwundern, sähe man in der Ferne Geier kreisen.

Eduardo und Antonio Miura, die heutigen Besitzer, sind jenseits der 70 und Erben einer großen Tradition:



Bei Antonio Miura – hier mit Oberhirte Antonio Dominguez – und seinem Bruder Eduardo wird das meiste noch auf traditionelle Art gemacht. Wo immer es geht, kommen Pferde zum Einsatz, keine Autos.

„Es ist nicht wichtig, was dem Menschen widerfährt. Wichtig ist nur, wie der Mensch darauf reagiert“. Der Matador Saúl Jiménez Fortes (rechts) hat in seiner jungen Karriere schon schwere Verletzungen erlitten.



1849 traten Miura-Stiere erstmals in der Arena von Madrid auf, und bald erwarben sie sich einen einzigartigen Ruf. Die mächtigen, aggressiven Tiere, die aus dieser Züchternachfolge hervorgehen, gelten als so gefährlich, dass manche Toreros sich weigern, gegen sie anzutreten.

Die Idee mit den Stierschädeln auf dem Portal habe sein Vater vor mehr als einem halben Jahrhundert gehabt, erzählt Antonio Miura. Die einschüchternde Wirkung war durchaus im Interesse des Züchters: Hier geht es ernsthaft zu, warnt schon die Zufahrt, hier liegen Tod und Leben nahe beieinander. Später sehen wir in Miuras Wohnräumen die unzähligen Trophäen, die seine Stiere gewonnen haben. Die Geschichtsbücher der Tauromachie verzeichnen die unglaubliche Tat des Miura „Chocero“, der am 3. April 1880 in Granada die Barriere zu den Zuschauern übersprang. Goya hat eine vergleichbar schaurige Szene in seiner Radierserie „Tauromachie“ festgehalten.

**E**ine Zuchtfarm für Kampfstiere unterscheidet sich von anderen landwirtschaftlichen Betrieben dadurch, dass alles auf die Gefährlichkeit und Empfindlichkeit der Tiere abgestimmt ist. Splittert ein einziges Horn – Stiere fechten untereinander Machtkämpfe aus, um die Rangordnung zu bestimmen –, können Tausende Euro verloren sein. Bei den Miura-Brüdern hat jedes Tier durchschnittlich knapp einen Hektar Platz für sich allein. Anders geht es nicht. Menschen können sich größeren Stieren nur zu Pferd oder im Auto nähern. Antonio liebt es auch im höheren Alter, über die Finca zu reiten. Nachts liegt ein Hund am Fußende seines Betts, weil er immer Tiere um sich haben muss. Wenn er könnte, sagt seine Frau Cristina, „würde er mit einem Pferd schlafen“.

Als wir mit Eduardo junior, dem Sohn von Eduardo Miura, im Jeep langsam über die Weiden rollen, führt uns der Zweunddreißigjährige das Verhalten der Tiere vor. Gut 20 Minuten dauert der Auftritt des Kampfstiers in der Arena, mit der sein Leben endet – vier bis fünf Jahre die Vorbereitung darauf. In diesen Jahren lebt der *toro bravo*, dessen Züchtung im 18. Jahrhundert begann, unter dem

weiten Himmel Andalusiens oder der Extremadura, verspeist sieben Kilogramm Trockenfutter am Tag und eine Menge Stroh. Einen Stall kennt er nicht. Stiere sind scheue Herdentiere mit gigantischem Platzbedürfnis und ausgesprochen territorialem Instinkt.

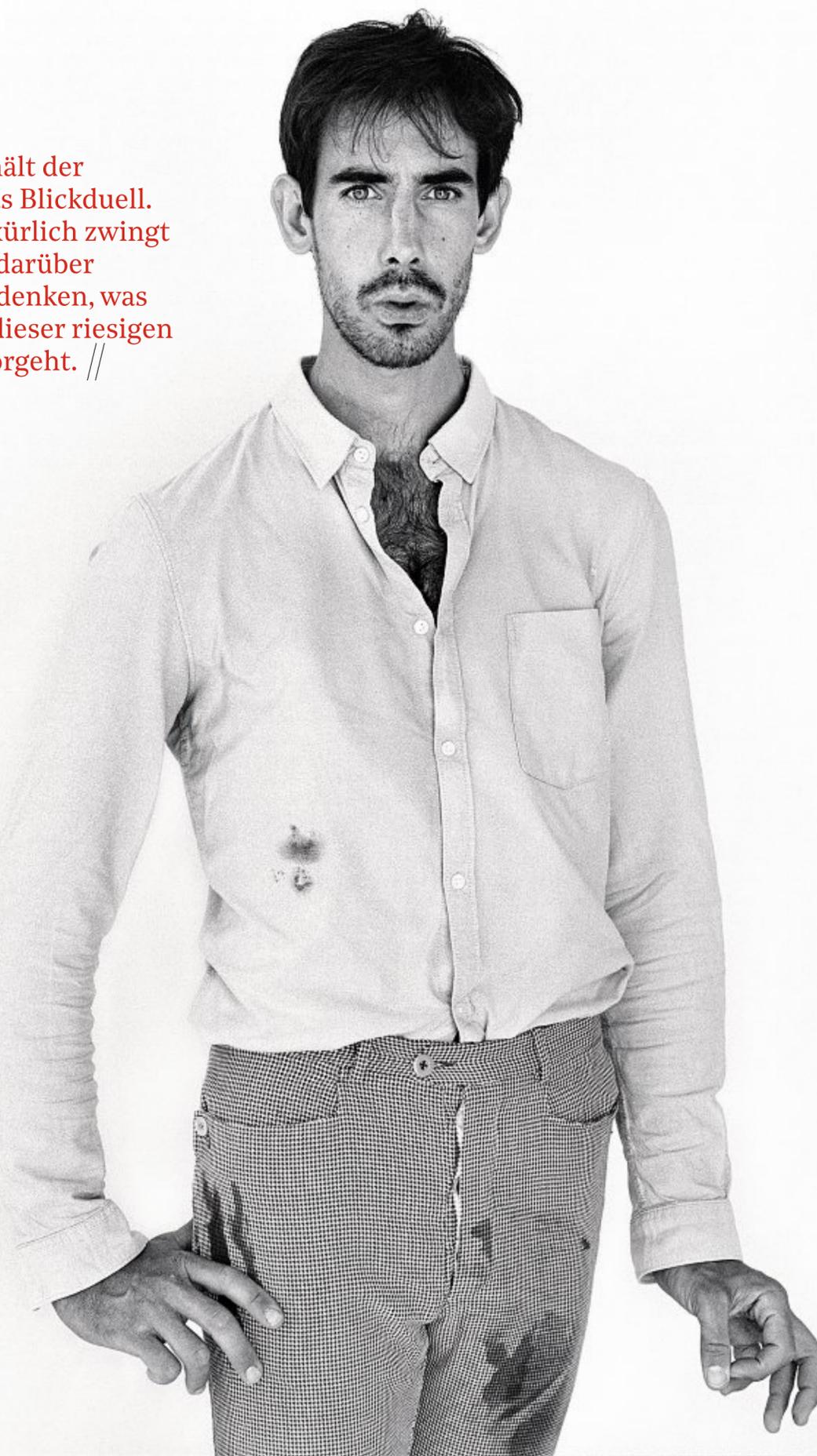
Nachdem Eduardo Miura im Abstand von 20 Metern angehalten hat, fixiert uns ein Dreijähriger mit einem strengen Blick. Auch aus der Entfernung wirkt er einschüchternd. Seine Hörner stehen weit auseinander, seine nervöse Spannung wird spürbar. Es ist ratsam, keine jähen Bewegungen zu vollführen. Die Geländewagen der Miura-Farm weisen an den zerbeulten Türen die Spuren wütender Hornstöße auf. „Wir haben seinen persönlichen Bereich betreten, wir stören ihn“, sagt Eduardo Miura, dem irgendwann die Aufgabe zufallen wird, die Finca zu leiten. „Wenn er so den Kopf hebt, fragt er uns: Was wollt ihr hier?“

Wollen wir etwas von ihm? Oder wollen wir uns nur versenken in das Rätsel dieses Tiers, das uns herausfordert, ohne einen Muskel zu rühren? Lange hält der Stier das Blickduell, zwingt er uns, darüber nachzudenken, was hinter dieser riesigen Stirn vorgehen mag. Dann dreht er uns das Hinterteil zu und geht langsam, würdevoll davon. Das ist seine Art, uns die Meinung zu sagen.

Der wichtigste Mann auf der Finca gleich nach dem Züchter ist der *mayoral*, der Oberhirte. Er kennt die Stiere von der täglichen Arbeit am besten, und wenn sie irgendjemanden in ihrer Nähe ertragen, dann ihn. Da bei Miura alles noch auf traditionelle Weise abläuft, begeben sich Reiter unter die 18 Jungkühe und separieren die zuvor für sie ausgewählten vier Tiere, um sie in ein anderes Gehege zu bringen. Die Arbeit dauert eine halbe Stunde. Beteiligt daran: sechs Männer, sechs Pferde, zwei Ochsen, ein Hund. Mehrmals galoppieren die 18 Kühe in scharfem Tempo an uns vorbei. Staub wirbelt auf und legt sich wieder, dann sind alle in einer entfernten Ecke der Weide, und das Einzige, was man hört, sind die kurzen Rufe der Männer auf ihren Pferden. Es ist ein strahlend blauer Tag, aber nur Menschen wie wir, die wenig vom Land verstehen, könnten annehmen, dieses Leben sei leicht.

Die *tienta de vacas*, die Prüfung und Selektion der zwei- bis dreijährigen Jungkühe, entscheidet darüber, ob und wie die gewünschten Eigenschaften eines Kampfstiers auf die nächste Generation übertragen werden. Diesmal reisen die

// Lange hält der Stier das Blickduell. Unwillkürlich zwingt er uns, darüber nachzudenken, was hinter dieser riesigen Stirn vorgeht. //





Die Faszination durch den *toro bravo* nimmt viele Formen an: beim Testen der Jungkühe (Bild links), dem Training in der Stierkampfschule oder dem Balgen mit Kälbern (unten).

Mit 14 Jahren zog es ihn nach Spanien: Der peruanische Matador Andrés Roca Rey (rechts) ist einer der erfolgreichsten Stierkämpfer der vergangenen Jahre.



Toreros Daniel Luque und Pepe Moral an. Für alle ist es ein wichtiger Tag, denn man sieht, um es feierlich zu sagen, die mögliche Zukunft der ganzen Zucht vor sich. Züchter und Torero brauchen einander. Die Verbindung ist von Respekt geprägt, der aber auch davon abhängt, ob der Züchter die Stiere liefert, die dem Torero liegen. Daniel Luque ist ein Fan von Miura-Stieren. Im August 2020 hat er in Sanlúcar de Barrameda gegen den Miura „Africano“ gekämpft, der einen so tiefen Eindruck hinterließ, dass das Publikum lautstark seine Begnadigung forderte.

Die Tienta findet in einer Mini-Arena statt, wie jede Zuchtfarm sie aufweist. Sie ist im Durchmesser 25 Meter lang und mit *burladeros* versehen, den schmalen Schutzwänden, hinter denen man sich schnell in Sicherheit bringen kann. Eine Tribüne bietet Platz für eine Handvoll Beobachter. Die Jungkuh wird mit einer Nummer aufgerufen und in die Arena geschickt. Sie orientiert sich, dann dringen die Rufe eines Manns zu Pferd an ihr Ohr. Die Kuh greift an. Der Picador sticht sie von oben mit einer *vara*, der Lanze, deren Spitze kleiner ist als bei einer echten Corrida, während die Kuh ihren Kopf wiederholt in den gepolsterten Leib des Pferdes rammt. An der Hartnäckigkeit der Attacke erkennt man, ob der Kuh die Offensive wichtiger ist als der Schmerz durch den Stich.

Im nächsten Schritt reizt Pepe Moral die Jungkuh mit dem *capote*, dem großen Tuch. Dann kommt Daniel Luque mit der *muleta*, dem kleinen Tuch. Die Prüfung dauert ungefähr so lange wie ein echter Stierkampf, nur dass hier, beim Züchter, andächtiges Schweigen herrscht und nichts für die Galerie geschieht. Antonio Miura steht hinter dem *burladero*, lässt sich kein Detail entgehen und notiert die Reaktionen der Kuh. Es gehört sich nicht zu fragen, zu welchem Ergebnis der Züchter gekommen ist. Die Jungkühe, die bei der Prüfung durchfallen, wandern ins Schlachthaus.

Die Toreros arbeiten konzentriert und kommen ins Schwitzen. Nach ein paar Minuten ist die Hose blutverschmiert, weil Daniel Luque die Kuh bei manchen Manövern mit dem Tuch ganz dicht an sich vorbeischieben

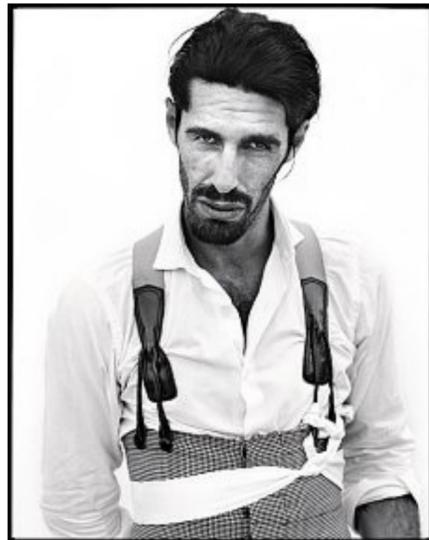
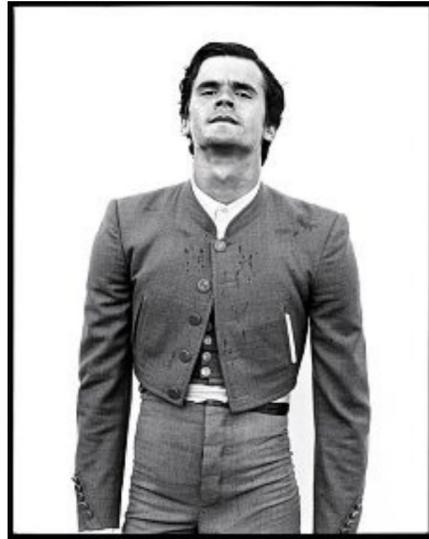
lässt. Selbst Tiere, die weniger als 300 Kilogramm wiegen, können einem Matador die Rippen brechen und ernsthafte Wunden zufügen. Wenige Tage später, in der Extremadura, wird uns der berühmte Züchter Victorino Martín erzählen, eine seiner Kühe habe ihn bei der Tienta durch die Luft gewirbelt, so dass er krachend auf dem Boden gelandet sei. Das sei für ihn das Zeichen gewesen, die Tienta ein für alle Mal jüngeren zu überlassen.

Es gibt im Spanischen ein Vokabular von einigen hundert Wörtern zur Charakterisierung des Stiers – in Bezug auf Äußerlichkeiten wie Fell, Kopfform, Augen, Stellung der Hörner und Statur, aber auch in Bezug auf das Wesen. Zu den wichtigsten Eigenschaften eines Miura-Stiers gehören Kraft, Wildheit, Angriffslust und Widerstandsfähigkeit. „Adel“ dagegen, in anderen Rassen eine gesuchte Eigenschaft, geht manchmal mit einer gewissen Weichheit einher. Solche Tiere sind angenehmer für den Torero, anschmiegsamer, weniger riskant. Miura-Stiere sind das nicht. Sie haben ein breites Gesicht und eine mächtige Front. Mehr als 50 Stiere pro Jahr liefert die Finca an die wichtigen Arenen in Spanien und Frankreich. Die Maestranza in Sevilla, erzählt Antonio Miura, sucht nach Miura-Stieren mit *cara bonita*, einem hübschen Gesicht. Man stellt sich den alten Züchter vor, wie er seinen Stieren mit Jahrzehnten Erfahrung in die Augen schaut und sich fragt, wer der Hübscheste unter diesen Riesenkerlen sei.

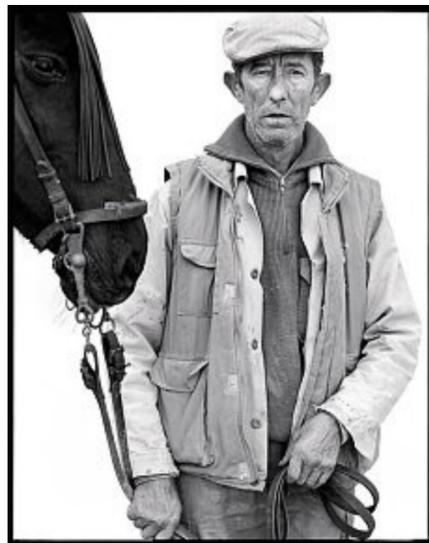
Über die Jahre hat Timm Kölln auf spanischen Zuchtfarmen viele Tientas erlebt und noch mehr Toreros bei der Arbeit beobachtet. Anders als die klassischen Prachtfotos aus der großen Arena, auf denen der Matador in der *traje de luces*, dem Lichteranzug, als Held erscheint, der sein Publikum mit den richtigen Gesten zum Toben bringt, erlaubt die Tienta eine gewisse Intimität. Aus einem Abstand von wenigen Metern spürt man die Verbindung des Toreros mit der Jungkuh, die ihm etwas, aber nicht alles abfordert. Das Tier ist ihm nahe, es zwingt ihn zu Aufmerksamkeit und sorgfältigem Handwerk, konfrontiert ihn aber nicht mit dem Tod.

// Auf geheimnisvolle Weise wirken die Matadore alt, wie Bewohner eines eigenen Reichs, das gleich neben dem unseren existiert. //





Immer bleibt etwas in den Gesichtern zurück, das sich nur durch die Nähe zum Kampfstier erklären lässt, und ein einziges Wort reicht bestimmt nicht dafür aus; sagen wir Leidenschaft, Hingabe, Erfahrung, Erschöpfung. Von oben nach unten: Torero-Anwärter Fernando Navarro; Torero Alejandro Talavante; und Cowboy Luis Garcia Martin.



Und doch bieten die Torero-Porträts von Timm Kölln eine Ahnung von der Gegenwart des Todes. Diese Gesichter sind oft noch jung – und doch schon erfahren, erschöpft. Auf geheimnisvolle Weise wirken die Matadore alt, wie Bewohner eines eigenen Reichs, das gleich neben dem unseren existiert, doch keine sichtbare Verbindung dazu hat. Was wissen diese Männer, was wir nicht wissen? Ganz sicher kennen sie Angst, die sie aber nicht zeigen dürfen, sondern überwinden müssen. Die Minuten gleich nach der Tienta, wenn sie verschwitzt und blutverschmiert vor Timm Köllns Kamera treten, in einem Moment, da sich Preisgabe und Inszenierung die Waage halten, scheinen uns das wahre Wesen dieser Männer zu enthüllen – bevor es uns doch wieder entgleitet. Vielleicht ist es gut, dass sich das Unsagbare in Fotografien flüchtet.

Am nächsten Tag treffen wir auf der Farm den Torero Saúl Jiménez Fortes, Jahrgang 1990, Sohn der Stierkämpferin und Stierzüchterin Mari Fortes aus Málaga. Fortes, wie er sich seit einigen Jahren nennt, also nur mit Mutternamen, gehört zu den Toreros, die über ihr Handwerk reflektiert sprechen können. Damit ist er eher die Ausnahme in seinem Gewerbe. Eine weitere Besonderheit: Fortes hat schon in jungen Jahren schwerste Verletzungen davongetragen, er lag drei Tage im Koma und ist doch immer wieder in die Arena zurückgekehrt. Normalsterbliche könnten sich fragen: Warum?

Von seinen Comebacks spricht Fortes ruhig, ohne Dramatisierung. Zweimal im Lauf des Jahres 2015 hat er fürchterliche Hornwunden am Hals erlitten und sehr viel Blut verloren, er verbrachte lange Zeit im Krankenhaus und erinnert sich noch gut daran, wie es war, „nach einem Monat wieder den ersten Joghurt zu essen“. Dennoch erzählt er lieber von der inneren Handlung als von der äußeren. Zum Beispiel davon, was die Schicksalsschläge aus ihm gemacht haben. „Es kommt alles auf die Deutung des Ereignisses an“, sagt er, „nicht auf das Ereignis selbst.“

Und der Stier, frage ich ihn. Was denkt man über ihn? „Gar nichts“, erwidert Fortes. „Der Stier tut, was er tut. Und ich tue das Meine.“ Ich frage ihn, was in ihm vorgehe, wenn er vor 10.000 Menschen auf einen Stier wartet, der zu allem fähig ist, während er, der Torero, nicht nur dafür da ist, um zu überleben, sondern um etwas Größeres zu erschaffen? „Für mich ist es eine Ausdrucksform“, sagt Fortes, „wie Schreiben, Singen, Tanzen. Es ist wie ein Schrei, der raus muss.“ Ist Stierkampf Kunst? „Er ist auf jeden Fall künstlerischer Ausdruck neben vielem anderen – neben den erforderlichen Kenntnissen, der Intuition, dem Mut, der Hingabe. Alle Werte, die ein Mensch erreichen kann, stecken in der Aufgabe des Toreros.“

Ich will von ihm wissen, was die magischen Augenblicke während der Begegnung mit dem Stier sind. Fortes muss nicht lange nachdenken. „Dass ich allein diesem Tier gegenüberstehe und mit ihm kommuniziere, natürlich wortlos, intuitiv. Trotz eines großen Publikums fühle ich mich ganz allein mit dem Stier. Und ich achte darauf, was er von mir fordert.“ Dann folgt ein Satz, den man wohl nur versteht, wenn man mit Stieren aufgewachsen ist. „Seine Art, mich anzugreifen, ist seine Art des Schaffens.“ Später gehen wir spazieren und stellen uns auf eine offene Weide mit jungen Stierkühen. Eine Neuer-Gruppe wird neugierig und kommt näher. Wenn man lange unbeweglich bleibt, schauen sie einen so intensiv an, als wären wir Menschen wirklich eine interessante Spezies.

Die alles entscheidende Frage – ob der Mensch ein Tier ohne direkten Nutzen töten dürfe – drehen Züchter und Toreros um. Was denn an unserem heutigen Verhältnis zum Tod human sei? „Den Hund lieben die Menschen“, sagt Eduardo Miura junior, „aber das Filet auf dem Teller sehen sie ohne jedes Mitgefühl – als wäre das Filet nicht auch einmal ein Tier gewesen.“ Woraus er folgert: Die meisten Menschen verschließen die Augen vor der Realität des Todes, weil sie zu schockierend ist.

Fortes geht noch weiter. Der Matador habe nur das Recht zu töten, weil er sich selbst dem Tod aussetze. Er töte den Stier nicht von hinten oder von der Seite, sondern stehe ihm frontal gegenüber, und in diesem Augenblick sei er selbst im höchsten Maß gefährdet. Darin liege die moralische Begründung des Rituals. Wenn es keinem Menschen erlaubt wäre, Tiere zu töten, sagt Fortes, dann

müsste auch der Stierkampf verschwinden. „Aber in so einer Welt leben wir nicht. Tiere werden täglich getötet. Von den Umständen dieses Tötens, das völlig zu Recht den Blicken entzogen ist, gar nicht zu reden.“

In seinem Klassiker „Tod am Nachmittag“ (1939) denkt auch Ernest Hemingway über die Moral des Geschehens in der Arena nach, und er greift zu einer ziemlich unscharfen Definition: Wenn er sich nach etwas gut fühle, sei es moralisch; fühle er sich schlecht, müsse es wohl unmoralisch sein. Nach einem Stierkampf jedenfalls fühle er sich sehr gut, denn er habe „ein Empfinden von Leben und Tod und Sterblichkeit und Unsterblichkeit“. Obwohl der Stierkampf 2013 staatlicherseits zum spanischen Kulturerbe erklärt wurde, reißt die Debatte nicht ab. Denn an einer fundamentalen Tatsache kann man nicht vorbeireden: Der größere Teil der spanischen Gesellschaft lehnt es ab, dass Stiere öffentlich getötet werden – wenngleich die meisten kaum Kenntnisse haben über Überlieferung, Werte und Ethos des Stierkampfs.

Was um alles in der Welt treibt junge Menschen also immer noch dazu, sich der schwer in Bedrängnis geratenen Profession zu widmen? In der bekanntesten Stierkampfschule von Madrid schauen wir an einem verregneten Tag beim Training zu. Ein Dutzend junge Menschen im Alter zwischen 15 und 25 Jahren hat sich an diesem Spätnachmittag im Stadtteil El Batán eingefunden. Der Schauplatz im Stadtpark Casa de Campo ist ein Mittelding zwischen Scheune und Mehrzweckhalle. Nach dem obligatorischen Lauf im Freien – der Fitness-trainer fährt auf dem Fahrrad voraus – geht es mit Paarübungen weiter, bei denen die Bewegungen des Stiers mit tragbaren Hörnern simuliert werden. Einer spielt den Matador, der andere den Stier; dann wird gewechselt.

Direktor der Schule ist José Pedro Prados Martín, 55 Jahre alt, besser bekannt unter seinem Stierkämpfernamen El Fundi. Als Matador galt er als wagemutig und unkapriziös, er hielt sich einige Jahre in der gut bezahlten Spitzengruppe seiner Profession, gewann wichtige Auszeichnungen. Was heute an ihm auffällt, außer dem drahtigen Körper, ist sein freundlicher Umgang. „Ich glaube, ich habe Glück gehabt“, sagt El Fundi. „Für eine große Figur hat es bei mir nicht ganz gereicht, aber ich konnte von meinem Beruf immer leben. Ich habe einen Freund, Alberto Lamelas, der als Matador nicht genug verdient. Er fährt Taxi, um seine Familie zu ernähren. Er ist über 30, glaubt aber immer noch an seinen Traum.“ Dann spricht er von seinen Werten. Ganz oben: Respekt vor dem Stier und allen, die mit ihm zu tun haben. Und: „Demütig sein. Hart arbeiten. Nicht nachlassen.“

Seit acht Jahren leitet El Fundi die Madrider Stierkampfschule. „Disziplin“, sagt er, „hat großes Gewicht.“ Das sei wie bei Fußballtalenten, nur mit sehr viel weniger Geld im Spiel. Man müsse auf vieles verzichten können, wisse aber nie, ob sich das Opfer lohnen wird. „Man muss sich körperlich und seelisch darauf einstellen. Man muss auf Schmerzen vorbereitet sein und sie als Teil der Sache annehmen.“ Unter den Paaren in der Übungshalle sind zwei Frauen von 17 und 18 Jahren. Niemand kann sagen, ob sie auf Schmerzen vorbereitet sind, ob sie zäh genug sind und genug Demut mitbringen. El Fundi wird es ihnen verraten haben: Manche der Jungen steigen schnell auf, andere sehr langsam, wieder andere gar nicht. Und manchmal stürzen die früh Aufgestiegenen ganz schnell wieder ab. Warum trainiert Gema, die jüngere der beiden, dafür, Stierkämpferin zu werden? „Weil ich hier das Leben spüre“, sagt sie. „Das ist das Einzige, was mich interessiert. Das wusste ich schon, als ich klein war.“ Ihre Freundin nickt. „Bei mir ist es ähnlich“, sagt Eva. „Wir sind hier, weil wir nicht anders können.“

Vielleicht reichen Worte nicht aus, um an die Faszination heranzukommen, die vom *toro bravo* ausgeht. Der Stierkampfkritiker der Zeitung „El País“, Antonio Lorca, hat seine eigene Definition. „In manchen Augenblicken bewegt es mich immer noch, dieses Geheimnis, wenn sich der Mensch und dieses enorme Tier gegenüberstehen“, sagt er beim Kaffee in Madrid. Und: „Die Tauromachie ist eine bestimmte Form, die Schönheit zu verstehen.“ Auch dieses Wort – Schönheit – lässt einen großen Freiraum, wie ein Lichtschein, der einen blendet. Aber für diesen Tag muss das Wort genügen. ◀

Fernab der Stedlungen laufen überall auf Korsika Schweine einfach so herum. Nicht nur Obelix, der Gallier aus der französischen Comiserie, dachte, das könnten Wildschweine sein, von denen es auf Korsika auch etliche gibt. Tatsächlich sind es aber Hauschweine, die oft nach Lust und Laune wühlen dürfen, bis zum Speck im Dreck.



## Grüße aus Korsika

Von Stephanie Geiger

Die Mittelmeerinsel gehört politisch zu Frankreich – hat sich aber über die Jahrhunderte ihre eigene Kultur bewahrt.

630 Menhire soll es auf der Insel Korsika geben. Besonders schön sind die, die in Filitosa gefunden wurden. Die bis zu drei Meter hohen Granitstatuen tragen menschliche Gesichter. Sogar Waffen wurden in den harten Stein gemeißelt.



Auf einem Kreidefelsen thront Bonifacio verwegen über dem Meer. Es ist die imposanteste Stadtanlage der Insel. Im Mittelalter soll Bonifacio die blühendste Stadt Korsikas gewesen sein – heute ist sie wohl die touristischste. In den Sommermonaten kann es in den Gassen ganz schön eng werden.



Es gab Zeiten, da waren Esskastanien das Grundnahrungsmittel auf Korsika. Die Castagnicia, in der man heute noch besonders viele Kastanienbäume findet – daher der Name der Gegend –, war eine Art Brotkammer der Insel. Heute werden Kastanien immer noch verwendet, zum Beispiel zum Brauen von Bier, wie seit 1995 für das Pietra, das auch Anhängern des Reinheitsgebots schmeckt.



Schon die Römer exportierten die Austern, die im Étang de Diane gezüchtet wurden. Dafür lösten sie das Fleisch aus der Schale und salzten es ein. Wir haben die Austern lieber roh mit Zitronen genossen – die besten in einem Restaurant, das auf Stelzen über dem Wasser der Diane-Lagune zu schweben scheint.



Das Rathaus heißt im Korsischen „Casa Cumuna“. Seit 1768, als die Genueser Korsika an Frankreich verkauften, ist die Amtssprache Französisch – und das Rathaus heißt eigentlich „Mairie“, was auf der der Straße abgewandten Seite auch geschrieben steht. Ihren Dialekt, der an das Italienische erinnert und der lange verboten war, haben die Korsen sich aber über die Jahrhunderte erhalten.

# Mit dem Cello gegen das Vergessen

Von Franziska Pröll

Fotos Daniel Pilar

Wer an Demenz erkrankt, verliert geistige Fähigkeiten. Doch es gibt einen Weg, wie Betroffene weiter Freude empfinden und an sich glauben können: mit Musikunterricht.

Der alte Mann rüttelt am Reißverschluss der Ledertasche. Seine rechte Hand zittert ein bisschen. Als die Öffnung groß genug ist, holt Nothardt Becher ein Cello heraus. Sein Cello, sein geliebtes Instrument. Als Fünfzehnjähriger faszinierte ihn der erhabene Klang der Saiten. Bis er 61 war, hat er gespielt. Dann wollten seine Hände nicht mehr so wie früher. Von da an blieb es in der Ledertasche, 13 Jahre lang.

Am 25. August 2021 kehrte das Cello in das Leben von Nothardt Becher zurück. Er war 74 und wusste seit etwa drei Jahren, dass es eine Krankheit war, die ihm das Musizieren erschwerte: Demenz. Bei Becher geht sie mit Parkinson einher. Nervenzellen im Gehirn sterben ab, Bewegungen werden eingeschränkter, der Gleichgewichtssinn schwindet, Muskeln zittern. Becher ist einer von 120.000 bis 160.000 Menschen in Deutschland, die aufgrund von Parkinson auch beginnen zu vergessen. Oft fühlt er sich wie im Nebel. Er spürt, wie Geist und Körper sich verändern. Häufig ist er deshalb

niedergeschlagen. Doch er hat etwas gefunden, das ihm hilft – und auch anderen helfen könnte.

Musik erinnert viele an Demenz erkrankte Menschen daran, wer sie waren. Verschüttete Bilder und Emotionen kehren zurück, wenn sie vertraute Lieder hören oder spielen. Ein Mensch begreift wieder, wer er ist. Was Wissenschaftler erst nach und nach erklären können, beobachten Musiklehrerinnen wie Anke Feierabend seit Jahren. 2009 hat sie erstmals eine an Alzheimer erkrankte Frau auf der Geige unterrichtet. „Da passierte etwas, was ich niemals für möglich gehalten hätte: Obwohl sie pflegebedürftig war und im Alltag nicht einmal mehr daran dachte zu essen, lernte meine Schülerin im Unterricht dazu.“

Anhand ihrer Beobachtungen entwickelte Feierabend eine Methode für den Musikunterricht für Menschen mit Demenz. Wenn sie mit Feierabend musizieren, erlangen sie oft Fähigkeiten wieder, an die sie selbst nicht mehr geglaubt haben.

An einem Mittwoch im April liegt die Ledertasche von Nothardt Becher im Wohnzimmer von Anke Feierabend. Die Musiklehrerin lebt in Schneverdingen, einer Stadt mit 19.000 Einwohnern in der Lüneburger Heide, in einem backsteinverklüppelten Haus. Solange sie dazu noch in der Lage sind, besuchen die Musikschülerinnen und -schüler die Geigenlehrerin zu Hause. Becher und Feierabend treffen sich zum 23. Mal. Feierabend weiß das, weil sie seit August jeden Termin in ihrem Taschenkalender notiert hat. Erst stand da „Herr Becher“, seit Februar ist „Nothardt“

mittwochs um 11 Uhr eingetragen. Auf einem Stuhl vor dem Wohnzimmerfenster sitzt Anke Feierabend, mit Blick ins Rauminnere. Schräg gegenüber sitzt Nothardt Becher, mit Blick hinaus in den Garten. Sie streicht die Geige, er das Cello. Beide spielen aus dem Kopf, ohne Noten. Ein Volkslied hat er sich ausgesucht. „Vem kan segla“, ein Stück aus Schweden. Wehmütige Klänge füllen den Raum. Wären die beiden nicht so auf das Spielen konzentriert, könnten sie den schwedischen Text des Liedes mitsingen. Übersetzt heißt er: „Wer kann segeln ohne Wind, rudern ohne Ruder? Wer kann scheiden von seinem Freund, ohne dass Tränen kommen?“

## ALTE MOTIVE AUFNEHMEN

Alle Lieder, die Anke Feierabend mit ihren Schülerinnen und Schülern spielt, nehmen Stränge aus deren Leben wieder auf und spinnen sie weiter. Wer ist der Mensch, der vor ihr sitzt? Hat er früher gern gesungen? Ein Instrument erlernt? In welchen Phasen des Lebens hat Musik geholfen? Vor dem ersten Musizieren, beim Kennenlernen, gehen sie zusammen einen drei Seiten langen Fragebogen durch, den Feierabend erarbeitet hat. Einmal durch das ganze Leben.

Nachdem sie „Vem kan segla“ zu zweit gespielt haben, fragt Feierabend: „Traust du dich, allein zu spielen?“ Becher lächelt und sagt leise: „Ja.“ Die Pferdehaare des Cellobogens lässt er mit der rechten Hand über die D-Saite gleiten. Ein seidiger Ton erklingt. Bechers Hand zittert leicht.

Während er musiziert, denkt er an Schweden, wie er später sagt. In den Neunzigerjahren hat er das Land bereist. Vor seinem inneren Auge sieht er die leicht hügelige Landschaft, die Flüsse, sein Ruderboot. „Ich spüre, dass du zu diesem Stück einen innigen Bezug hast“, sagt Feierabend. Becher antwortet: „Ja, da kommen viele Erinnerungen hoch.“

Becher, Jahrgang 1947, das älteste von fünf Kindern, ist in einer musikalischen Familie aufgewachsen. Der Vater, ein Psychiater, spielte Flöte. Die Mutter, eine Lehrerin, die sich vor allem um die Kinder kümmerte, spielte Klavier. Als Dritt- oder Viertklässler, genau weiß er es nicht mehr, probierte Becher das erste Mal, eine Tonleiter auf der Blockflöte zu spielen. In der Jugendmusikschule übte er weiter. Auf dem Gymnasium warb der Musiklehrer für das Schulorchester. Becher, der Fünftklässler, ließ sich nicht zwei Mal bitten. Er fing mit Geige an. Am Ende seiner Schulzeit wechselte er zum Cello und blieb ihm treu, während des Medizinstudiums und später als Arzt.

Musik bleibt, auch wenn kognitive Fähigkeiten schwinden. Viele Demenzkranke singen selbst dann noch Lieder mit, wenn sie ihre Kinder und Enkel nicht mehr erkennen. Warum das so ist, war lange unklar. 2015 hat ein Forscher-Team um Jörn-Henrik Jacobsen vom Leipziger Max-Planck-Institut erstmals das Musik-Langzeitgedächtnis im menschlichen Gehirn lokalisiert. Das Ergebnis überraschte sie: Nicht die Schläfenlappen der Großhirnrinde, die unter anderem für das Hören zuständig sind, werden beim Erkennen von Musik aktiv. Tatsächlich sind Bereiche in der sogenannten supplementär-motorischen Hirnrinde dafür verantwortlich. Sie ermöglichen komplexe motorische Abläufe. Ein Befund, der dazu passt, dass sich an Alzheimer Erkrankte oft viel und lange bewegen.

Durch einen Vergleich gesunder Menschen mit Alzheimer-Erkrankten wiesen die Forscher außerdem nach, dass das als Musik-Langzeitgedächtnis bestimmte Areal weniger Nervenzellen verliert als das übrige Gehirn. Noch dazu sinkt der Stoffwechsel dort nicht so stark ab wie in anderen Bereichen. Das Nervengewebe bleibt also weitgehend intakt, bis spät in die Demenz hinein.

Zu Menschen, die schwer an Demenz erkrankt sind, ist Musik oft der einzige Zugang. Das zeigt auch der Dokumentarfilm „Alive Inside“. Der Sozialarbeiter Dan Cohen besucht darin Menschen in amerikanischen Altenheimen. Auf Kopfhörern spielt er ihnen Lieder aus ihrer Kindheit

und Jugend vor. John, der sich selbst auf Fotos nicht wiedererkennt, beginnt zu singen. Henry, der weder auf Pflegerinnen noch auf seine Tochter reagiert, wippt mit dem Kopf und bewegt seine Arme auf und ab. Er singt mit tiefer Stimme, hat den Text parat, als hätte er ihn gestern erst mitgesungen, nicht vor etwa 70 Jahren.

Studien belegen, dass sich Demenzerkrankte durch Musik emotional ansprechen lassen. Inwiefern sie in der Lage sind, ein Instrument zu erlernen, ist noch wenig erforscht. Anke Feierabend und Kerstin Jaunich, damals angestellt an der Universität Vechta, haben von 2019 an ein Jahr lang dokumentiert, wie eine an Demenz erkrankte Seniorin ihr Geigenspiel verbessert. Eva-Maria Kehrer hat in ihrer 2013 veröffentlichten Dissertation, ebenfalls an der Universität Vechta, drei an Demenz erkrankte Personen begleitet, die das Klavierspielen von Grund auf erlernten. Innerhalb eines Jahres gelang es ihnen zu improvisieren. Teils spielten sie nach Noten eine Melodie mit einem Finger. Das neu erworbene Wissen riefen sie immer wieder ab, lernten weiter dazu und freuten sich darüber.

Anke Feierabend arbeitet in der Regel mit musikalisch vorgebildeten Menschen. Wer schon einmal ein Streichinstrument in der Hand hielt, baut leichter darauf auf, selbst wenn er oder sie nur ein paar Griffe beherrschte oder jahrelang nicht mehr gespielt hat.

So war es auch bei Feierabends erster Schülerin, einer mittelschwer an Alzheimer erkrankten 54 Jahre alten Frau. 2009 begann Feierabend, sie zu unterrichten. Der Partner der Frau war auf sie zugekommen, er hatte sich gewünscht, seine Frau wieder mit dem Instrument ihrer Kindheit in Verbindung zu bringen. Es war das erste Mal, dass Feierabend als Geigenlehrerin mit Demenz zu tun hatte. Sie sagt, sie habe natürlich gewusst, dass Demenz mit Gedächtnisverlust zu tun hat. Aber ihr sei nicht klar gewesen, was das für den Unterricht bedeute. „Ich konnte nichts erklären und nichts zeigen, weil meine Schülerin dafür nicht mehr empfänglich war.“

Also fing sie an, ihr Lieder vorzuspielen, von denen sie hoffte, dass ihre Schülerin sie kennt. „Bei einem davon hat sie die Geige genommen und versucht mitzuspielen. Genau da setzte ich an: Ich wiederholte diese eine Sequenz, bis meine Schülerin sie mitspielte.“ Bei der nächsten Sequenz machten sie weiter. Schrittweise gruben sie das gesamte Lied aus der Erinnerung der Frau aus. Sieben Jahre lang hat Feierabend sie unterrichtet, ein bis zwei Mal pro Woche, 110 Lieder haben die beiden erarbeitet. Noten verstand die Schülerin nicht mehr. Sie spielte alle Lieder aus der Erinnerung heraus, wie alle bisherigen Schülerinnen und Schüler von Anke Feierabend. „Demenzkranken können auf ihr musikalisches Körpergedächtnis vertrauen.“

Bevor sie mit dem Unterricht begann, hatte Feierabend im Internet nach Hinweisen gesucht, wie man mit Demenzkranken musizieren kann. Sie fand viel zu Musiktherapie, bei der Menschen entweder fremden Klängen lauschen oder einfache Instrumente wie Klanghölzer bedienen. Zu Instrumentalunterricht fand sie nichts. Deshalb arbeitete sie mit dem, was sie vorfand, und entwickelte eine eigene Methode.

## SPÜREN, DASS DA WAS IST

Anke Feierabend unterrichtet in Seminaren auch Musiklehrer und Musikgeragogen, also didaktisch geschulte Personen für das Musizieren mit älteren Menschen. Pflege- und Betreuungskräfte schult sie darin, Musik zu nutzen, um ältere oder kranke Menschen aufzuheitern. Immer mehr Fachkräfte unterrichten nach Feierabends Methode oder in ähnlicher Form: mit kleinen Lernschritten und viel Bestätigung.

Die ist im Unterricht mit Demenzkranken besonders wichtig: Der Schüler darf nicht das Gefühl bekommen, etwas falsch zu machen. Wenn ein Stück dem anderen ähnelt, passiert es Demenzkranken häufig, dass sie zwischen den

Liedern hin- und herspringen. Gerade bei deutschsprachigen Volksliedern sei das der Fall, sagt Feierabend. „Der Mai ist gekommen“ und „Weißt du wie viel Sternlein stehen?“ haben zum Beispiel eine sehr ähnliche Melodie. „Der Schüler spielt das, was gerade in seinem Hirn präsent ist. Wenn er in ein anderes Stück übergeht, ist das für ihn folgerichtig. Ich lasse es nicht nur geschehen, ich bestärke den Schüler darin.“ Auch darin unterscheidet sich der Unterricht mit Demenzkranken von dem mit Gesunden.

Während Becher spielt, hält Feierabend beständig Blickkontakt zu ihrem Schüler. Wenn einer seiner Finger nicht schnell genug die Saite wechselt oder auf der Saite verrutscht, macht sie ihn hin und wieder darauf aufmerksam. Ab und zu klingt ein Ton schief, aber daran stört sich Feierabend nicht. Sie sieht, was gelingt, und hält daran fest. Nach der ersten Runde, „Vem kan segla“ sagt Becher: „Ich dachte, ich hätte da wieder was vergessen.“ Ehe die leisen Zweifel ihres Schülers laut werden, versucht Feierabend, sie mit einem Lob zu entkräften. „Du machst das richtig, richtig gut. Deine Finger wissen, wie es geht, und die Stücke sind in deinem Kopf vorhanden.“

Bei vielen Schülern beobachtet Feierabend, dass sie sich selbst misstrauen. „Ich habe den Eindruck, dass Menschen aus der Kriegsgeneration sich selbst stark kritisieren. Viele sind groß geworden mit dem Grundsatz: „Nicht geschimpft ist gelobt genug.“ Das scheint tief verankert.“ Fortschritt bemisst Feierabend daher nicht allein an musikalischen Fähigkeiten, sondern auch daran, wie sehr die Zweifel eines Schülers schwinden.

Bechers Lebensgefährtin erlebt ihren Partner als „insgesamt freudiger“, seit er wieder Cello spielt. Abseits des Unterrichts greife er wieder regelmäßig zum Instrument, und er singe auch. Internistin Setareh Briken, die Becher seit Dezember 2020 behandelt, sagt: „Das Musizieren trainiert seine Finger und macht sie beweglicher.“ Parkin-

// Der Musikunterricht bringt Struktur in seinen Alltag, bestärkt ihn, dranzubleiben und Neues auszuprobieren. //



son lässt die Gliedmaßen vieler Menschen versteifen, das Musizieren wirkt dem entgegen. Die Ärztin bestätigt, dass Becher wieder mehr Antrieb hat, seit er musiziert. „Der Unterricht bringt Struktur in seinen Alltag, bestärkt ihn, dranzubleiben und Neues auszuprobieren.“

Fragt man Becher nach dem Unterricht, was es für ihn bedeute, wieder Cello zu spielen, spricht er von einem „Neuanfang“. „Ich hatte Angst, dass zu viel verschüttet ist.“ Die 13 Jahre, in denen er nicht gespielt habe, seien eine lange Zeit. Becher packt das Cello in die Ledertasche. Er setzt sich, die Beine schmerzen, er ruht noch einmal aus und trinkt sein Mineralwasser. „Ich freue mich jedes Mal, wenn ich zu dir fahre“, sagt er zu Anke Feierabend. „Zu spüren, dass da noch was in mir drin ist.“ ◀

Stellen Sie sich vor, Sie müssten bei jeder neuen Bekanntschaft am Arbeitsplatz, beim Sport, in der Kneipe irgendwann sagen: „Ich bin übrigens heterosexuell.“ Stellen Sie sich vor, es würde Sie jedes Mal ein wenig Kraft und Überwindung kosten, von Ihrem Intimsten – Ihren sexuellen Wünschen – sprechen zu müssen; genau das würde aber trotzdem von Ihnen erwartet. Stellen Sie sich vor, Sie könnten nicht immer hundertprozentig wissen, wie Ihr Gegenüber auf Ihr Bekenntnis reagiert: mit Ekel, Abwehr, Gleichgültigkeit, Freude, Enthusiasmus, Akzeptanz? Stellen Sie sich vor, Ihre sexuellen Vorlieben würden nicht als „normal“ gelten, sondern jedes Mal von Neuem als erklärungsbedürftig. Ganz schön anstrengend, oder?

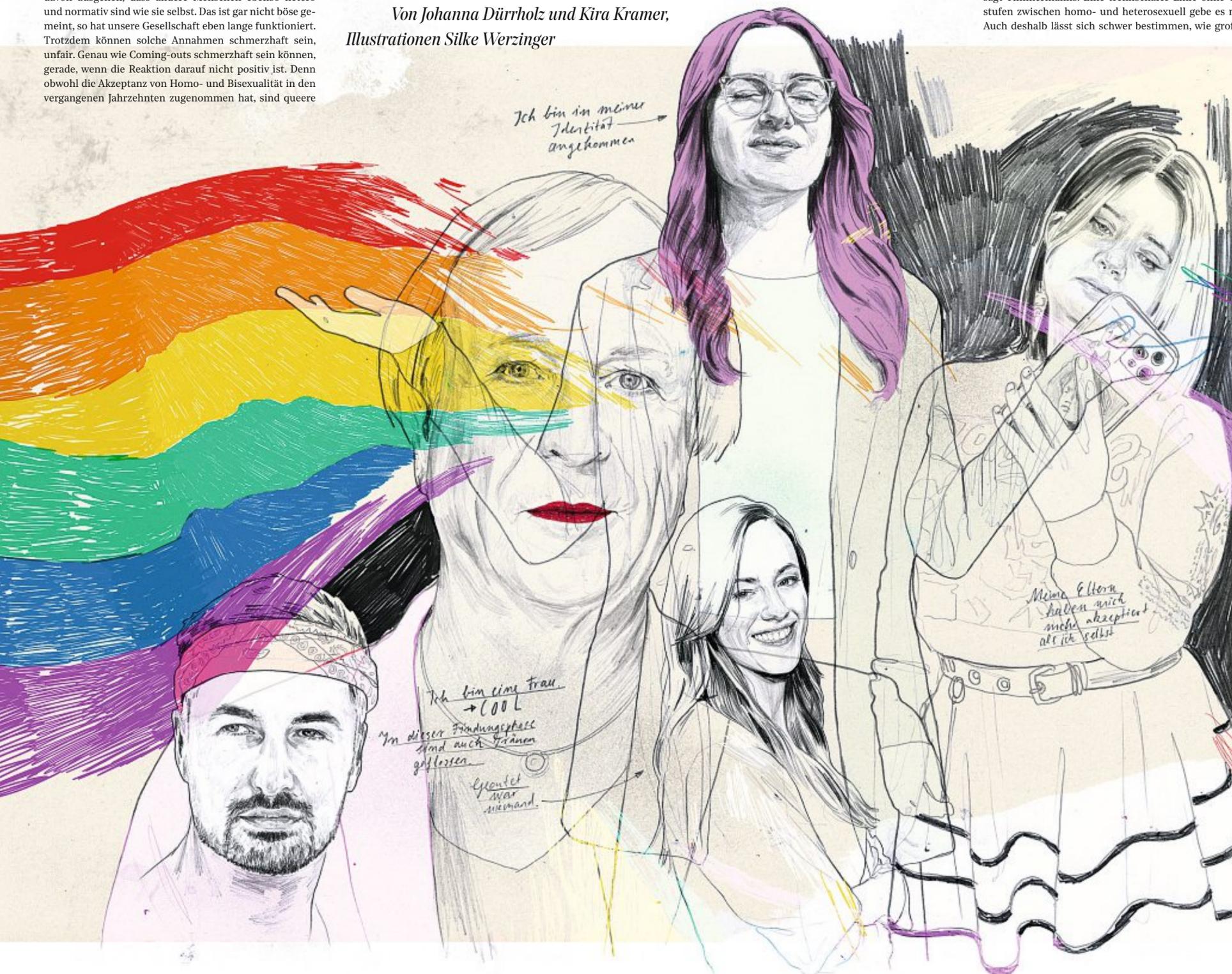
Das ist es aber, was von queeren Personen seit jeher erwartet wird: Sie müssen sich outen. Und das nicht nur einmal, sondern immer wieder. Weil Menschen, die überwiegend heteronormativ geprägt sind, oft automatisch davon ausgehen, dass andere Menschen ebenso hetero und normativ sind wie sie selbst. Das ist gar nicht böse gemeint, so hat unsere Gesellschaft eben lange funktioniert. Trotzdem können solche Annahmen schmerzhaft sein, unfair. Genau wie Coming-outs schmerzhaft sein können, gerade, wenn die Reaktion darauf nicht positiv ist. Denn obwohl die Akzeptanz von Homo- und Bisexualität in den vergangenen Jahrzehnten zugenommen hat, sind queere

# I'm coming out

Wer nicht hetero ist, muss sich outen – das war lange die Norm. Brauchen wir das heute noch? Sieben queere Personen erzählen von ihren Erlebnissen.

Von Johanna Dürrholz und Kira Kramer,

Illustrationen Silke Werzinger



Personen noch immer weit häufiger von psychischen Erkrankungen betroffen als heterosexuelle, wie die Untersuchung „Wie geht's euch? Psychosoziale Gesundheit und Wohlbefinden bei LSBTIQ\*\*“ zeigt.

Das liegt nicht allein an Diskriminierungserfahrungen, sagt Stefan Timmermanns, Professor für Sexualpädagogik, einer der Autoren der Studie: „Allein schon die Angst davor, von einem anderen Menschen aufgrund meiner sexuellen Vorlieben oder meiner Geschlechtsidentität abgelehnt zu werden, verursacht Dauerstress, der krank machen kann.“ Diese Angst vor Ablehnung – ohne dass sie jemals real erfahren sein muss – kann einer der Gründe dafür sein, dass Menschen sich gegen ein Outing in einem neuen Kontext entscheiden.

Woran aber bemisst es sich, ob jemand homo- oder bisexuell ist? Etwa allein daran, mit wem wir Sex haben? Und wenn jemand bloß sexuelle Phantasien oder Träume mit Menschen des gleichen Geschlechts hat? „Menschliche Sexualität ist sehr komplex. Diese Komplexität auf ein Etikett runterbrechen zu wollen, ist quasi unmöglich“, sagt Timmermanns. Eine trennscharfe Linie ohne Graustufen zwischen homo- und heterosexuell gebe es nicht. Auch deshalb lässt sich schwer bestimmen, wie groß der

Anteil der queeren Personen in der Gesamtbevölkerung tatsächlich ist. So komplex wie Sexualität ist für viele Menschen auch das Geschlecht. Unter dem Begriff „queer“ sammeln sich auch Personen, die trans sind, und solche, die sich weder männlich noch weiblich fühlen.

Ein Coming-out jedenfalls kann auch etwas Schönes sein. Der Entschluss: Ich stehe endlich zu mir, in aller Öffentlichkeit, mit allen Konsequenzen. Die Erfahrung: So wie ich bin, werde ich auch akzeptiert – von Freunden, von der Familie, von der Gesellschaft. Wir haben mit sieben queeren Personen über ihre Coming-out-Erfahrungen gesprochen. Und darüber, welche Freiheit es bedeuten kann zu sagen: „I'm out – and proud.“



IRINA SCHLAUCH

Mein inneres Coming-out hatte ich schon früh – ohne das richtig definieren zu können. Ich fand Lehrerinnen immer toll und komischerweise Lehrer nicht. So fing es an, dass ich gemerkt habe: Irgendwie fühle ich mich zu dieser Frau hingezogen. Da war ich 13 oder 14. Damals habe ich mich auch zum ersten Mal in ein Mädchen aus meinem Fußballverein verliebt. Ich hätte das nie ausgesprochen, ich habe mich eher dafür geschämt, dass ich so fühlte. Es gab niemanden in meinem Umfeld in meinem Alter, die ähnlich gefühlt hätte wie ich – oder ich wusste es nicht. Geoutet war niemand. Auch wenn es bei einigen Jungs das Gerücht gab, dass sie schwul seien. Diese Gerüchte waren nicht positiv konnotiert. Ich denke nicht, dass ich gehänselt worden wäre, hätte ich mich damals geoutet – aber es wäre Thema gewesen. Weil es nicht der Norm entsprach. Zu diesem Zeitpunkt habe ich mit niemandem darüber gesprochen, nicht mal mit meiner Zwillingsschwester.

Dann war ich jahrelang mit einem Mann zusammen, ich war in ihn verliebt, die Beziehung war sehr schön. Das hat den Prozess meines äußeren Coming-outs verzögert. Ich ging damals davon aus, dass ich bisexuell bin. Nach der Trennung von meinem Freund hatte ich mit Mitte 20 eine Findungsphase. Ich wollte wissen: Worauf stehe ich jetzt? Ich war in meinem Jura-Referendariat gerade in einer langweiligen Station und hatte Zeit, mir zum Beispiel lesbische Youtuberinnen anzugucken. Irgendwann habe ich gemerkt: Da war zwar dieser eine Mann in meinem Leben, aber danach fand ich nie wieder einen spannend – immer nur Frauen. Ich definiere mich jetzt als lesbisch, weil ich diese Klarheit brauchte. Es wäre wünschenswert, wenn junge Leute diesen Struggle irgendwann nicht mehr hätten. In meiner Schulzeit kam nie die Frage auf: Könntest du dich vielleicht auch für ein Mädchen interessieren? Es ging nur um Jungs. Dabei hätte ich es definitiv schon eher checken können. Eine Freundin von mir, die lange keinen Freund hatte, musste sich immer wieder anhören: Dann bist du bestimmt lesbisch. Das war so ein Vorurteil, mit dem du konfrontiert bist: Du kriegst keinen Mann ab, dann bist du lesbisch.

Mein äußeres Coming-out war gar kein Problem. Meiner Zwillingsschwester habe ich es als erstes erzählt, danach meinen Eltern. Meine Mutter hatte vorher schon zu uns gesagt: Wenn ihr eine Frau mitbringt, ist das auch fein. Und das ist wahrscheinlich das Beste, was dir passieren kann. Dann haben mich ja alle im Fernsehen als „Princess Charming“ gesehen. Dass ich in der Öffentlichkeit noch mal ein Coming-out hatte, war kein Problem. Ich hatte eher Respekt davor, dass sich die Community nicht gut repräsentiert fühlt.

Ich habe bis vor Kurzem als Anwältin gearbeitet. Anfangs habe ich mich nicht getraut, mich in der Kanzlei zu outen, weil es ein teils konservatives Umfeld war. Dann war ich in einem neuen Team mit zwei queeren Kollegen – da habe ich gemerkt, dass es gar kein Problem ist. Vor der Sendung war es für mich Privatsache, wen ich liebe. Durch die vielen Reaktionen und Nachrichten, die ich nach der Show bekommen habe, bin ich aber auch in eine politische Rolle hineingewachsen. Ich identifiziere mich als queer. Ich bin stolz darauf und würde es nie mehr ändern wollen.

Irina Schlauch, 31, hat als „Princess Charming“ in der ersten lesbischen Dating-Show der Welt die große Liebe gesucht.



LENI BOLT

Ich hatte zwei verschiedene Coming-outs. Mein erstes mit 18, als ich dachte, dass ich schwul bin. In meiner Jugend hatte ich lange Probleme damit, meine eigene Identität zu finden und zu festigen. Ich komme aus einer kleinen, konservativen Stadt, ich konnte mich dort nicht frei entfalten. Dann zog ich nach Berlin und entwickelte mich in eine immer weiblichere Richtung. Ich dachte damals, ich könnte nur glücklich werden, wenn ich den klassischen Weg einer Geschlechtsangleichung ginge und zur Frau würde. Dabei habe ich aber gemerkt, dass ich mich im Dazwischen am ehesten fühle. Der Begriff non-binär passt daher am ehesten zu mir. Und das war dann mein zweites Coming-out: das den Menschen zu erklären.

Meine Utopie ist, dass wir kein Coming-out mehr brauchen. Warum muss ich mich ständig erklären? Ich glaube, unsere Identität und Sexualität entwickeln sich über das ganze Leben weiter. Für meine sexuelle Orientierung habe ich kein richtiges Wort, am ehesten würde es wohl pansexuell treffen: dass ich Menschen liebe, eine Person.

Was mir immer wieder passiert: Menschen sind skeptisch gegenüber nicht binären Personen, weil wir alle eben mit nur zwei Geschlechtern aufgewachsen sind. Toiletten sind ein Problem: Gehe ich aufs Männer- oder aufs Frauenklo? Ich möchte nicht negativ auffallen, ich möchte einfach nur aufs Klo gehen. Leider bekomme ich immer wieder Gegenwind von Leuten, die meine Identität nicht verstehen oder akzeptieren wollen. Ich war mal in der Umkleidekabine einer Modekette, dort gab es strikt getrennte Männer- und Frauenumkleiden. In der Frauenumkleidekabine fiele ich grundsätzlich weniger auf, da fühle ich mich auch wohler. Als ich rauskam, hat eine Verkäuferin mich gesehen und eine richtige Szene gemacht. Sie hat laut gefordert, ich müsse in die Männerumkleidekabine. Dabei war ich ja schon fertig. Das war sehr unangenehm, zumal ich noch nicht besonders gefestigt und super schüchtern war.

In meiner Familie und im Freundeskreis verstehen mich aber alle. Ich habe eine Therapie gemacht und in den Gesprächen verstanden, dass ich durch eine Geschlechtsangleichung nicht glücklich geworden wäre. Das hat mir die Augen geöffnet. Ich liebe es heute, die Freiheit zu haben, mich im Dazwischen zu bewegen. Für mich ist das keine Bestrafung, sondern eine Chance, etwas sehr Schönes. Was meine Queerness angeht, bin ich nicht mehr so politisch wie früher. Ich bin in meiner Identität angekommen – und die Queerness ist nur ein Teil davon. Ich möchte der Welt auch zeigen, dass ich viele andere Qualitäten habe, ich helfe etwa Menschen als Work-Life-Coach. Ich habe mich sehr gefreut, dass ich bei „Queer Eye“ mitmachen durfte, weil ich wusste, das wird jüngeren Menschen Mut und Kraft geben, die sich ähnlich fühlen wie ich. Das war früher auch meine Angst, als ich merkte, dass ich anders bin als die Masse: dass ich es schwerer haben würde im Leben, vielleicht keinen Job finden würde. Zum Glück konnte ich die Welt vom Gegenteil überzeugen.

Was mir noch wichtig ist: Ein Outing ist keine Pflicht. Nehmt euch die Zeit, die ihr braucht, und sucht euch einen Safe Space! Wenn jemand das Gefühl hat, im Umfeld könnte ein Outing gefährlich werden, dann sollte sich die Person erst einen sicheren Ort dafür suchen.

Leni Bolt, 29, ist Work-Life-Coach und in dieser Funktion Teil der „Fab Five“ in der Netflix-Show „Queer Eye Germany“.



NICOLAS PUSCHMANN

Mein offizielles Coming-out hatte ich mit 15, vor meiner Mutter. Damals hatte ich in dem Dorf, aus dem ich komme, eine lesbische Freundin. Sie war vor ihren Eltern schon geoutet, und sie haben mir Mut zugesprochen. Der Moment, in dem ich es meiner Mutter erzählt habe, war eher ungeschickt gewählt. Eines Abends bin ich mal

wieder viel zu spät von besagter Freundin nach Hause gekommen. Wir hatten ein Bier getrunken, wie man das als Jugendlischer auf dem Dorf eben macht. Meine Mutter – ich weiß nicht, wie Mütter das schaffen, aber sie hören es einfach, wenn man heimkommt – ist aus dem Bett aufgestanden und hat mich abgefangen. Das hat mich total genervt. Sie schimpfte los: „Weißt du, wie spät es ist? Du bist zu spät.“ Ich habe trotzig zurückgegeben: „Ja, Mama, und weißt du was? Ich bin schwul.“ Dann bin ich schnell in meinem Zimmer verschwunden. Am nächsten Morgen habe ich mich ein wenig über mich selbst gewundert, war aber auch erleichtert, dass es endlich raus ist. Unser Verhältnis war dann eine Woche lang etwas verhalten, danach war es selbstverständlich für meine Mutter. Letztlich hat sie es sogar gut gefunden, dass ich schöne Männer mit nach Hause gebracht habe.

Ich selbst habe schon einige Jahre zuvor gemerkt, dass ich das Gerangel mit Jungs besser finde als mit Mädchen. Auch bei Nacktbildern in der „Bravo“ galt mein Interesse immer den Männern. Ingeheim war ich zudem in meinen besten Freund verliebt – ich glaube, das weiß er gar nicht. Wir haben viel Zeit miteinander verbracht, und wenn er eine Freundin hatte, war ich unheimlich eifersüchtig. Ich konnte das anfangs nicht als Schwulsein definieren, weil ich keine Berührungspunkte zu queeren Personen hatte, bis ich die lesbische Freundin fand. In dieser Findungsphase sind auch Tränen geflossen. Bis zur Eigenakzeptanz hat es gut zwei Jahre gedauert. Das Outing vor meinem Vater war weniger schön. Das war ebenfalls mit 15, meine Eltern lebten damals schon nicht mehr zusammen. Ich war kurz vorher das erste Mal auf dem Christopher Street Day. Da hat mich die Arbeitskollegin der Frau meines Vaters gesehen und ihr gesteckt, ich sei schwul. Aus heutiger Sicht ist das absurd: als könnten nicht auch Heterosexuelle zum CSD gehen. Daraufhin rief sie mich an, und ich vertraute mich ihr an. Sie riet mir, ich solle es auch meinem Vater sagen. Irrendwann kam eine Essenseinladung von ihm. Ich habe schon geweint, als ich bloß in seine Wohnung kam, so beklebend war die Situation.

Ich saß mit beiden am Esstisch, und er fragte: „Na, was gibt es Neues bei dir?“ Und ich: „Nichts. Es gibt bei mir nichts Neues.“ Er gab mir dann zu verstehen, dass er das abnormal und blöd findet, dass ich schwul bin. Das war für mich herzerreißend, ich habe mich damals ungenügend und falsch gefühlt. Es hat lange gedauert, bis sich unser Verhältnis normalisiert hat. Bis zu meinem 25. Lebensjahr haben wir viel Briefverkehr und mehrere Kontaktabbrüche gehabt. Mittlerweile verstehen wir uns wieder gut. Heute tut es ihm leid, wie er reagiert hat. Er ist dörflich aufgewachsen, ihm war es wichtig, was andere von ihm denken. Wichtiger als das, was ich ihm zu sagen hatte, leider.

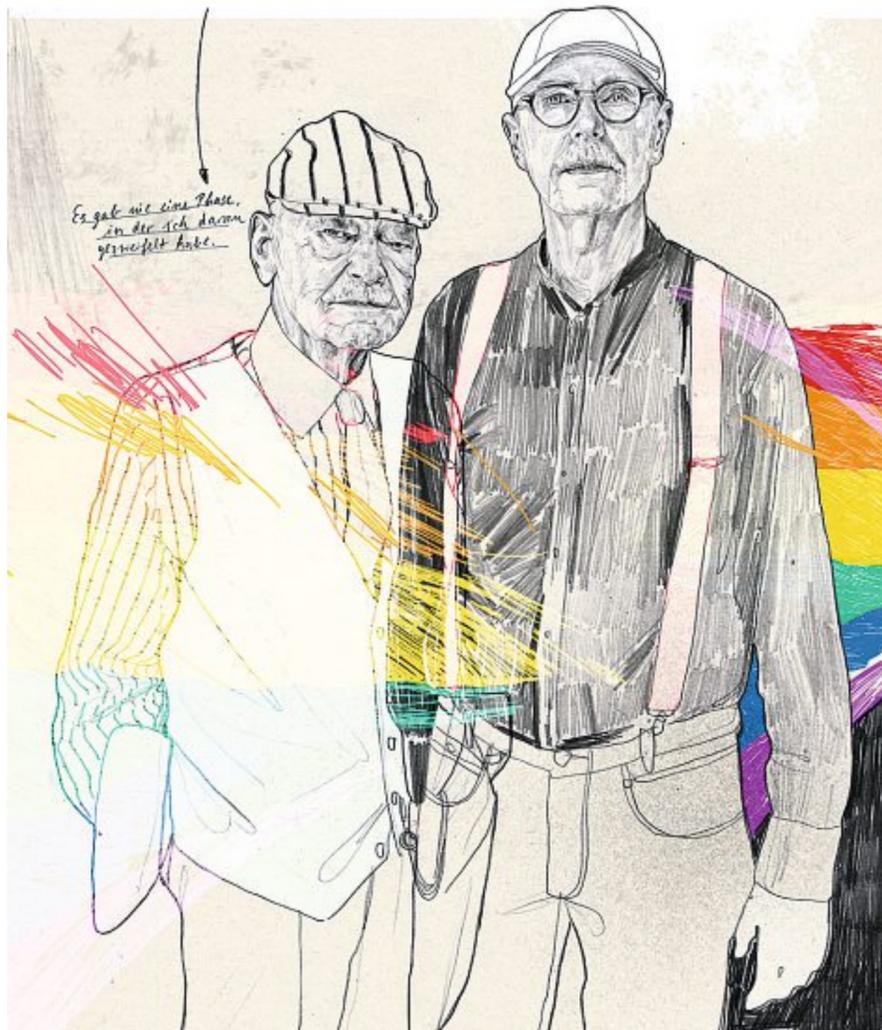
Mein drittes markantes Outing hatte ich als Azubi im Bewerbungsgespräch. Da wurde ich nach drei einschneidenden Ereignissen in meinem Leben gefragt. Als eines habe ich mein Outing genannt, ohne groß darüber nachzudenken. Das passte einfach so. Heute würde ich sagen: Vielleicht brauchen wir auch kein Coming-out mehr. Ich wünsche mir, dass das inzwischen überholt ist.

**Nicolas Puschmann, 31**, war Deutschlands erster „Prince Charming“. Das Format gewann einen Grimme-Preis.



### GÜNTHER UND NORBERT

**GÜNTHER** Ich habe so mit 14 oder 15 das erste Mal gemerkt, dass mich Jungs interessieren. Schwer war vor allem die Zeit, bevor ich mit jemandem darüber sprechen konnte, mit 19. Das hört sich vielleicht nicht nach einer langen Zeit an, aber wenn man als Jugendlischer mittendrin steckt, fühlt sich das verdammt lang an. Zwischenzeitlich hatte ich mal eine Freundin, ich habe aber schnell gemerkt: Das ist es nicht. Als ich das erste Mal darüber gesprochen habe, dass ich schwul bin, war ich dann 19. Durch einen Zufall hatten meine Eltern den Eindruck, dass mit ihrem Sohnemann etwas anders ist als mit anderen. Ich wohnte damals wegen meiner Ausbildung bei meiner Großmutter in Hannover. Meine Eltern lebten im Harz. Als mein Vater eines Tages in Hannover war, bat er telefonisch um ein Gespräch. Ich fuhr in die Stadt, und wir trafen uns in einer



Gaststätte. Da rückte er raus mit den Sorgen, die er und meine Mutter sich um mich machten. Auch wenn er sich nicht sofort klar ausdrückte, ahnte ich schon, worauf das hinausläuft. Wir haben uns ausgesprochen, und ich habe ihm auch erzählt, dass ich einen Mann kennengelernt habe. Er hat mich noch gefragt, ob man nicht mit einer Therapie was dagegen machen könne. Ich habe ihm unmissverständlich zu verstehen gegeben: Das ist unmöglich. Ich bleibe so, wie ich bin. Ich habe ihm noch versprochen, dass ich nicht auf die schiefe Bahn gerate, das war seine größte Sorge.

Das war Ende der Sechzigerjahre. Für die Eltern-generation war das ein ganz und gar unbekanntes Gebiet. Die haben sich ganz falsche Vorstellungen gemacht. Nach dem Gespräch ist mein Vater zurückgefahren in den Harz. Am frühen Abend rief er wieder an und sagte, er habe mit meiner Mutter darüber gesprochen, und es sei alles okay. Alles bleibe so, wie es war, ich sei immer noch ihr guter Junge. Das war für mich eine gute Erfahrung, denn ich wusste, es hätte auch anders kommen können. Ich habe ihm noch gesagt, dass es auf einen Bruch hinausgelaufen wäre, hätten sie ein Problem damit gehabt. Ich hätte mich nicht verstellen können. Gegen meine Natur und mein Wesen hätte ich nichts machen können.

**NORBERT** Nachdem ich es für mich selbst gemerkt habe, habe ich direkt angefangen, darüber zu reden, dass ich schwul bin. In meiner Schulzeit habe ich es recht frei erzählt in der Abschlussklasse. Wenn es denn überhaupt was zu erzählen gab, denn man muss sagen: Das Schwulsein bestimmte nicht mein Leben. Danach wollte ich unbedingt bei der Lufthansa arbeiten, war aber zu jung mit 17. Also habe ich ein Jahr beim NDR gejobbt als Bote – mit lauter normalen Haudraufs. Dort traf ich zwei Schwule, die etwas auffälliger waren als ich. Die hatten eher mal Probleme: Die Leute schauten komisch. Einige haben eben nicht das Glück, so unauffällig zu sein wie ich. Die können nicht anders, als sich allein durch ihr Aussehen und ihre Art, sich zu bewegen, zu outen. Ich hingegen machte von außen nicht den Eindruck, schwul zu sein. Ohne meine Erzählung hätte das niemand gewusst. In der Lehre bei der Lufthansa später habe ich

es einfach erzählt. Die Reaktionen waren ausschließlich angenehm. Einige Lehrlingskollegen sind sogar mit mir in Schwulenkneipen gegangen. Damals hatten die schwulen Lokale noch Gucklöcher, wenn man reinwollte, hat man geklingelt. Wenn du da nicht hingehörtest, wurde auch nicht aufgemacht. Da habe ich gemerkt, dass einige sehr vorsichtig waren.

Meinen Eltern gegenüber habe ich es nie erzählt. Das war ganz merkwürdig. Ich habe irgendwann nur gesagt, dass ich schon mehrere Jahre mit einem Mann zusammenwohne. Das war sehr viel später. Sie fragten verunsichert, ob mein Mitbewohner homosexuell sei. Es gab für mich nie eine Phase, in der ich daran gezweifelt und mich gefragt hätte, ob ich nicht doch auf Frauen stehe. Ich war immer gerne in der Gegenwart von Frauen, aber dass ich mich sexuell gerne umorientiert hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe auch nie eine Sandgräfin mitgenommen, also eine Frau, die anderen vorspielt, meine Partnerin zu sein. Die nennt man so, weil sie anderen Menschen sprichwörtlich Sand in die Augen streut, um sie zu täuschen.

**Günther, 71**, und **Norbert, 80**, (Namen von der Redaktion geändert) sind seit 45 Jahren ein Paar. Als sie ihr Coming-out hatten, stand Homosexualität in Deutschland noch unter Strafe.



### ANNA-LENA SCHMITZ

Ich habe in meiner Jugend ein Mädchen im Internet kennengelernt. Erst dachte ich, es wäre so eine Art Freundschaft, aber was wir geschrieben haben, war schon sehr flirty. Ich habe damals Gefühle aufgebaut, ohne dass ich sie persönlich getroffen hätte. Sie wohnte 600 Kilometer von mir entfernt, deshalb haben wir uns nie gesehen, ich hatte nur Fotos von ihr. Die habe ich als Bildschirm-

hintergrund genommen. Jemand aus meiner Klasse hat mich damals gefragt, wer das ist. Geantwortet habe ich, das sei eine Freundin – habe dabei aber gemerkt, dass wohl doch mehr dahintersteckt. Da wurde mir allmählich klar, was mit mir los ist. Die Freundin aus dem Internet habe ich auch danach nie getroffen. Aus heutiger Sicht kann ich nicht einmal sagen, ob es sie wirklich gegeben hat.

Anfangs habe ich mich dann als bisexuell gelabelt, doch das passte nicht ganz, weil ich mich vor allem für Frauen interessierte. Ein paar wenige Männer gab es aber doch, die ich attraktiv fand. Wegen dieser Unsicherheit war mein inneres Coming-out kompliziert. Ich habe viel geheult in der Zeit, weil ich den merkwürdigen Anspruch an mich selbst hatte, nicht anders sein zu wollen als die anderen. Ich hatte Angst, keine Freunde zu haben. Geholfen hat mir, dass ich das queere Jugendzentrum „anyway“ in Köln gefunden habe. Als ich da hingegangen bin, ging es nicht unbedingt darum, mir helfen zu lassen oder über mich selbst zu reden. Es waren die Bekanntschaften und das Umfeld, die mir geholfen haben, mehr über mich herauszufinden.

Eigentlich wollte ich meinen Eltern nicht erzählen, dass ich dort hingehöre. Aber das „anyway“ liegt recht zentral in Köln. Eines Tages war ich mit meinem Vater im Auto unterwegs, und wir wären fast daran vorbeigefahren. Ich hatte total Panik, dass es rauskommt. Bestimmt hat mein Vater damals schon etwas geahnt. Jedenfalls habe ich in dem Moment beschlossen, dass ich es meinen Eltern sagen muss. Mein Coming-out gegenüber meinen Eltern hatte ich dann mit siebzehneinhalb. Es war ein heißer Sommertag, aber ich habe am ganzen Körper gezittert, als ich es ansprechen wollte. Ich hatte mein rosa Lieblingskleid aus Kord an. Meine Eltern haben direkt gemeint, es sei alles in Ordnung und dass sie mich lieben. Ich weiß selbst nicht, warum ich so eine Angst hatte. Ich habe überhaupt nicht erwartet, dass meine Eltern anders reagieren, als sie es getan haben. Meine Eltern haben mich mehr akzeptiert als ich selbst zu der Zeit. Mein Vater sagte damals, er habe sich schon so etwas in die Richtung gedacht. Meine Mutter fragte, ob ich mir wirklich sicher sei. Ob das nicht bloß eine Phase sei. Ich glaube, sie hat das nicht böse ge-

meint. Sie hat mich damit nicht verletzen wollen. Sie wusste nur nicht, wie sie damit umgehen soll. Witzig ist, dass mein Onkel ein halbes Jahr vor mir sein Outing als bisexuell hatte. Und dann kam ich. Er hatte mir eigentlich die meiste Arbeit abgenommen.

**Anna-Lena Schmitz, 21**, outete sich in der Jugend einst als bisexuell. Heute begreift sie sich eher als lesbisch.



### GEORGINE KELLERMANN

Als ich zur Schule ging, gab es ein Jungen- und ein Mädchengymnasium. In der Oberstufe durften wir alle auf den gleichen Schulhof, die Mädchen waren also auch da. Und ich hab' die so beneidet! Ich hätte so gerne dabei gestanden, aber ich musste bei den Jungs stehen. Es gab keinen festen Moment, in dem ich gesagt hätte: Das ist mein Schicksal. Sobald ich so etwas bemerkte, kämpfte ich dagegen. Ich durfte es nicht als wahr annehmen, dass ich eine Frau bin. Es war ein schleicher Prozess. Mitte der Achtzigerjahre hatte ich eine Freundin beim WDR, die zu mir sagte: Du gehst jetzt mit mir Schuhe kaufen! Wir sind dann in Köln zu Kämpgen. Die Verkäuferin hat Schnappatmung bekommen! Aber wir haben es durchgezogen. Ich habe mir nicht mal schöne Schuhe gekauft, aber Hauptsache Schuhe – im Laden anprobiert und gekauft.

Bei meinen Eltern ist es irgendwann aufgefliegen. Meine Mutter hat mich nie abgelehnt, sie hat aber gesagt: Ich kannte so etwas nicht! Und auch mein Vater hat mich nicht abgelehnt, der hat ja nun auch mitbekommen, dass sein ältester Sohn die Sachen seiner Frau anzog. In manch anderen Elternhäusern wäre das in dieser Zeit ein Grund zum Rauswurf gewesen. Aber nein, er hat mir ein Gespräch angeboten. Später war es so: Wer zu mir nach Hause kam, wusste, dass ich weiblich bin. Weil ich nicht bereit war, die Rolle des Georgs zu Hause zu spielen. Aber da war ein

Kessel, da war ein Deckel drauf, und der Druck ist immer stärker geworden. Meine damalige Lebensgefährtin, die heute meine beste Freundin ist, hat sehr darunter gelitten.

Ich habe mir dann Hilfe gesucht, was ich allen in der Situation empfehlen würde, weil man das nicht allein bewältigen kann. Mit meiner Therapeutin habe ich wöchentlich an mir gearbeitet: Da sind Blockaden im Kopf. Meine Therapeutin war allerdings überrascht, als es dann passiert ist. So rasch hatte sie nicht damit gerechnet. Ich habe nie geplant: Nächste Woche offenbare ich mich. Sondern ich hatte eine Reise gebucht, nach San Francisco. In den Vereinigten Staaten konnte ich mich schon vorher frei als Frau bewegen. Auf dem Weg zum Flughafen traf ich als Georgine gekleidet eine Kollegin am Düsseldorfer Hauptbahnhof. Ich weiß noch genau, wie ich die Rolltreppe hochkam, da war erst die Kante, dann fuhr die Kante hinunter – und da stand die Kollegin, mit der ich lange in Bonn zusammengearbeitet hatte. In dem Moment wusste ich: Ich möchte mich nicht mehr verstecken. Das war einer der wichtigsten Momente meines Lebens. Ich ging auf die Kollegin zu, sie fragte: „Herr Kellermann?“, und ich sagte: „Ja.“ – „Sind Sie verkleidet?“ – „Nein“, habe ich gesagt. „Ich bin eine Frau.“ Dann gab es einen Moment des Schweigens – nicht des Schreckens, sondern des Begreifens. Dann hat sie gesagt: „Cool.“ Ich bin weiter nach Frankfurt zum Flughafen gefahren, und im Zug habe ich eine Facebookseite gebaut, für Georgine. In dem Moment, als der Zug in den Bahnhof einfuhr, habe ich auf „Veröffentlichen“ geklickt.

Im WDR in Essen haben wir nach meiner Reise eine Konferenz gemacht, es war noch nie so voll im Konferenzraum. Ich habe allen Mitarbeitern Gespräche angeboten – fast alle haben das angenommen. Dann hat die „Aktuelle Stunde“ gesagt: Wir berichten im Allgemeinen nicht über uns selbst, aber in diesem Fall ist es eine Geschichte wert. Der Bericht über mich und meine Offenbarung wurde im Dezember 2019 gesendet. Danach war der Teufel los. Aber im positivsten Sinne!

**Georgine Kellermann, 64**, ist Leiterin des WDR-Landesstudios Essen und hatte vor zweieinhalb Jahren ihr Coming-out als Transfrau.

Ist das herrlich.  
TUI BLUE Hotels zum Verlieben

Erleben Sie das vielseitige BLUEfit®-Angebot für Fitness, Wellness und Ernährung.

Zum Beispiel auf Kreta im TUI BLUE Elounda Village \*\*\*\*\* im Bungalow, mit Halbpension, inkl. Flug, ausgewählte Reiseterrine 2022, 7 Nächte pro Person ab 658 €

Mehr über TUI BLUE erfahren Sie im Reisebüro und unter [www.tui.com/blue-faz](http://www.tui.com/blue-faz)

TUI Deutschland GmbH | Karl-Wiechert-Allee 23 | 30625 Hannover

**Goopy:** New-Bohemian-Dress mit mehrfarbigen Stofffransen von Chloé



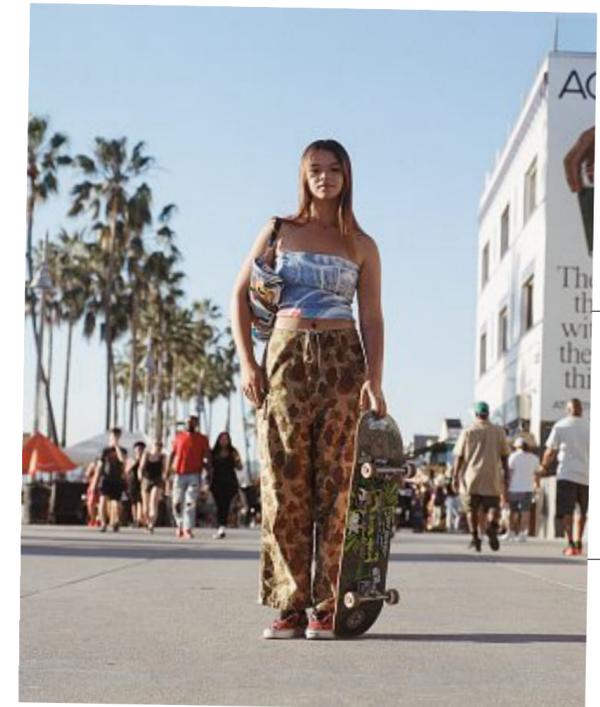
**Dee:** Jeansjacke im Biker-Look mit Lederdetails von GmbH, Schlangenlederhose mit breitem Gürtel von Acne Studios



# VENICE BEACH

Dieser Strand bedeutet Freiheit. Wir nehmen uns die Freiheit, die kalifornische Sehnsucht ins Bild zu setzen. Modeshooting mit Skatern an einem ikonischen Ort.

*Styling Leonie Volk, Text Celina Plag, Fotos Eva Baales*



**Kaiya:** Bandeau-Top aus technisch veredeltem gesmokten Chiffon mit Futter aus elastischem Netzstoff sowie Schultertasche mit Stickern von Diesel, Cotton-Canvas-Hose mit Kordelzug im Camouflage-Design von Celine by Hedi Slimane



**Lailah:** gecroppte Ripp-Strickjacke mit Hakenverschluss von Jacquemus, Kristallkneole in Rot von Panconesi, gesmokter Minirock von Diesel



# A

Am Wochenende sieht die Strandpromenade von Venice Beach aus wie ein audiovisuelles Wimmelbild, eingerahmt vom Meer, dem Versprechen ganzjähriger Sonne und den sehr langen, sehr dünnen Palmen, wie sie für Los Angeles typisch sind. Rund um den Beachwalk mit seinen Sportanlagen und bunten Verkaufsplätzen, die sich fast bis zum Vergnügungspark von Santa Monica ziehen, treiben sich Musiker, Körperkultler, Straßenkünstler, Kleinganoven, Touristen herum – und all die Angelenos, die hier eine Art zweites Wohnzimmer gefunden haben.

Das Herz dieser Szenerie ist der Skatepark. Schon aus der Ferne sieht man, wie kleine Punkte in die Luft abheben, und man hört, wie sie im Steilflug durch die Kurven der tiefen Becken brausen. Die Geräusche der rollenden Bretter und das Klacken, wenn sie nach einem kurzen Flug wieder auf dem Boden aufsetzen, fügen sich als Dauertonspur in die Kulisse ein. So wie die lauten Sounds, die nebenan von der Rollschuhdisco herüberschallen. Die Rollerskater, die wie lebendige Kreisel Pirouetten drehen oder auf ihren Rollen gleiten, als gäbe es den Boden unter ihnen nicht, ziehen auch viel Publikum an.

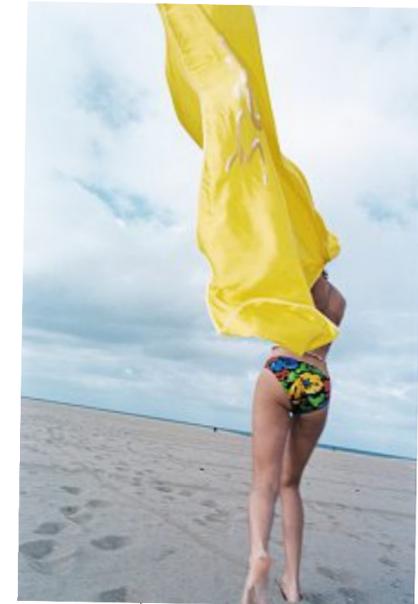
Los Angeles ist für Autos gemacht, nicht für den Menschen. Fußgänger sind ein seltener Anblick an und auf den Straßen. Die Milieus bleiben unter sich, Orte der Begegnungen gibt es kaum. Eine seltene Ausnahme ist Venice Beach, eine der wenigen Ecken der Stadt, in der sich Menschen verschiedener Herkunft begegnen und bewegen. Wer an diesem kalifornischen Sehnsuchtsort durch die Gegend düst, wird Teil des flirrenden Spektakels, das Venice Beach zu einem lebendigen Ort des Sehens und Gesehenwerdens macht. Sie alle sind ein eklektischer, exzentrischer, exaltierter Haufen von Selbstdarstellern, und Venice Beach ist ihre Bühne.

Das hat Tradition. Filmaufnahmen von stylischen Rollerskatern aus den späten Siebzigern und Achtzigern zeigen, wie sie schon damals am sonnigen Strand ihre Bahnen drehten, als es rund um den Strandabschnitt noch nicht so getrifft zugeht wie heute, als Venice Beach noch „der Slum am Strand“ genannt wurde. Skateboarden hat in Kalifornien seine Wurzeln. Surfer, die auch bei schlechtem Wellengang üben wollten, schnallten sich Rollen unter ihre Bretter und fuhrten in leeren Schwimmbecken in Strandnähe. In Venice Beach sind viele Skater überzeugt, dass das Skateboarden genau hier erfunden wurde. Auch wenn die Meinungen auseinandergehen: Venice Beach gilt als Synonym für die kalifornische Skaterkultur. Und über Musikvideos, Videospiele und Dokumentationen wurde der Strand auch in der Popkultur zu dem ikonischen Ort, der Selbstdarsteller und Schaulustige anlockt. Venice Beach, das steht für Freiheit, Adrenalin, Sonne, Strand, Subkultur und Gemeinschaft.

Im Skatepark, der in seiner aktuellen Form seit 2009 besteht, findet man Skater wie den 21 Jahre alten Ben meistens mehrmals in der Woche. Über das Skaten hat er viele Freunde gefunden. Für ihn hat der Ort eine besondere Energie. „Es ist ganz egal, wer du bist oder wo du herkommst, die Gemeinschaft ist divers und offen zu allen Menschen“, sagt er. „Jeder ist hier für jeden da.“

Was das bedeutet, kann man an einer Szene gut beobachten. Ein etwa fünf Jahre altes Kind hat sich einen Helm aufgesetzt und Schoner an Knie und Ellenbogen geschnallt. Mit dem Brett steht es an einem der größeren Becken, traut sich allerdings noch nicht ganz. Von den umstehenden älteren Skateboardern wird das Kind

**Laurel:** paillettenbesetztes Bralet mit langem Schleier und Low-Waist-Jeans von Missoni, All-Star-Sneakers von Converse



**Angelina:** Sonnenhut mit Satinschleier von GCDS, Monokini mit abstraktem Blumendesign und Metallverschlüssen von Schiaparelli

**Marissa:** Crop-Top mit Paillettenschriftzug, Choker mit ikonischem Doppel-C, Modeschmuckperlen und Strass von Chanel, Bauchkette mit Nazar-Boncugu-Talisman von GmbH, Jeans-Shorts mit hohem Beinausschnitt von Y/Project über mytheresa.com



angefeuert. Es zögert, entscheidet sich weinend vorerst dagegen – und bekommt trotzdem von allen Applaus.

Nebenan auf der Rollschuhbahn beschreibt Goopy das ähnlich. Die Dreißigjährige hat erst während der Corona-Pandemie angefangen, Rollschuh zu laufen, fand in Venice Beach aber gleich eine Heimat. Von den Erfahrenen, die hier teils schon seit den Achtzigern skaten, konnte sie profitieren. „Die Älteren bringen den Jüngeren etwas bei und auch mal umgekehrt“, sagt sie. „Wenn jemand hinfällt, sind gleich alle da, um einem wieder aufzuhelfen. Das Gefühl der gegenseitigen Unterstützung ist stark.“

Viele haben während der Pandemie angefangen, Skateboarding oder Rollerskating zu lernen. Gerade das Jam Skating, bei dem Bewegungen aus dem Tanz mit dem Fahren auf Rollschuhen verknüpft werden, ist zu einer Trendsportart geworden, auch in Deutschland. Kein Wunder: Als Kontrast zu den Lockdowns und zur Isolation verspricht es Bewegung, frische Luft, Kontakte mit anderen – ohne dabei die Regeln des „social distancing“ missachten zu müssen. Dee, einer der Älteren hier, hat seine eigene Erklärung. „Wenn ich die Rollschuhe anziehe, werde ich zum Superhelden“, sagt er. „Mein Körper kann dann Dinge, zu denen er ohne die Rollen nicht in der Lage ist. Ich kann fast fliegen.“ Abgesehen davon, dass er sich durch die Bewegung fit hält, ist Rollschuhfahren wie Skateboarden ein extrem physischer Sport in einer Zeit, in der sich ein Großteil des Lebens ins Digitale verlagert hat.

Knöchelverstauchung, ausgekugelte Schulter, Knieoperation, gebrochener Arm: Ben zählt einige der Verletzungen auf, die er vom Skateboarden schon davongetragen hat. Für das Gefühl von Nervenkitzel und Freiheit, für die Chance, über die Grenzen des eigenen Körpers hinaus zu wachsen, nimmt er das immer wieder in Kauf. Um auf den Brettern zu stehen, die ihm die Welt bedeuten.

Noch etwas trug während der Pandemie dazu bei, den Sportarten neuen Schwung zu geben: Beide sind von jeher eine Möglichkeit, die eigene Identität auszudrücken; während der Lockdowns, als man sich weder für den Restaurant-, Club- oder Konzertbesuch herausputzen konnte, boten sie eine modische Bühne. Kein Wunder, dass Venice Beach auch deshalb so viele Selbstdarsteller anlockt. Etwas Bühnenlust braucht es außerdem, um seine Skills vor den Augen der Schaulustigen zu beweisen.

Die meisten der Rollschuhfahrer und Skateboarder haben einen auffälligen Stil, kleiden sich ausdrucksstark. Goopy, deren pinke Locken sowieso expressiv sind, überlegt sich genau, was sie anzieht, wenn sie nach Venice Beach kommt. Sie sagt: „Hier wird niemand komisch angeschaut, wenn er oder sie auffällig rumläuft, ganz im Gegenteil.“ Dass sich Mode in Bewegung sowieso schön einfangen lässt, zeigt auch das kunterbunte Fransenkleid, das Stylistin Leonie Volk für diese Fotoproduktion für Goopy ausgewählt hat, und in dessen flatternden Enden sich jede einzelne der Pirouetten der Rollschuhfahrerin auf besonders schöne Art und Weise verfängt.

Rollschuhfahren und Skateboarding feiern über die Grenzen von Venice Beach hinaus derzeit ein modisches



**Ymani:** Stretch-Jersey-Top mit Zebra-Print von The Attico über mytheresa.com, Bra-Top mit Tuchdetail von Versace, tief sitzender Tweedrock mit Cut-outs von Chanel



**Alicia:** braunes Minikleid im Flapper-Stil mit feinen Fransen von Fendi



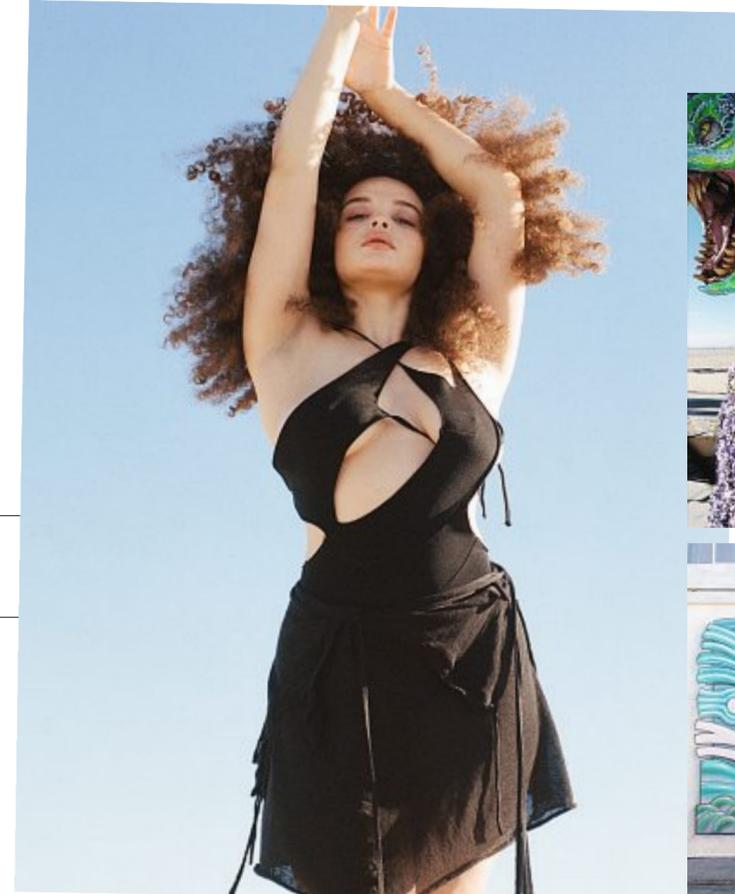
**Victoria:** Parachute-Mantel in dunklem Lila von Bottega Veneta



**Ben:** überdimensionale Lederjacke mit Baggy Pants, transparentes T-Shirt und futuristische Derbys aus mattgrauem Gummi von Balenciaga



**Vanessa:** Bodysuit mit Cut-outs und Wickelrock von Ottolinger



**Noelle:** rückenfreies Abendkleid aus Mesh-Strick, bestickt mit Pailletten, von Givenchy, Satinpantoletten von Diesel



125  
YEARS SWISS ARMY KNIFE™

VICTORINOX

**REPLICA 1897**  
**WIR FEIERN 125 JAHRE INNOVATION. MIT DEM ORIGINAL.**

Vor 125 Jahren hat Karl Elsener das Schweizer Taschenmesser erfunden – und zugleich eine Haltung etabliert. Bis heute ist es ein treuer Begleiter für Menschen überall auf der Welt. Mit dem Replica 1897 interpretieren wir diese Geschichte neu – und verleihen dem ikonischen Original von einst einen modernen Feinschliff.



Part of your journey.

Revival. Das ist auch Luxusmarken nicht entgangen – kein Wunder, dass Rollergirl-Retro-Vibes, die an die Siebzigerjahre und an den Disko-Tanzfilm „Saturday Night Fever“ aus dem Jahr 1977 erinnern, derzeit genauso wieder da sind wie die Baggy-Hosen, Hip-Hop- und Skaterwear der Neunziger- und Nullerjahre. So sieht man Rollschuhe etwa bei Bottega Veneta, Skateboards bei Celine, Sneaker und Silhouetten zum Skater-Look unter anderem bei Louis Vuitton. Dass gerade die Baggy-Wear der Skateboarder genderfluid anmutet, trifft den Geschmack der nach 2000 Geborenen, der „Gen Z“. Und dass Skateboarding seit dem vergangenen Jahr auch olympische Disziplin ist, dürfte zusätzlich dazu beigetragen haben, dass die einstige Subkultur längst im modischen Mainstream aufgegangen ist.

Den Szenen rund um Venice Beach spielt das in die Hände – beziehungsweise in die Geldbörsen: Viele Marken, etwa Calvin Klein oder Prada Linea Rossa, gestalten auch ihre Kampagnen rund um die berolten Sportarten. Und suchen, genau wie wir für unsere Modeproduktion, als Modells echte, authentische Rollschuh- oder Skateboardfahrer. Weil in Venice Beach fast jeder cool aussieht, ist es gar nicht schwer, passende Gesichter zu finden. Viele derjenigen, die regelmäßig hierherkommen – vor allem die professionellen Skateboarder und Rollschuhfahrer –, konnten in den vergangenen Jahren ihre Leidenschaft monetarisieren. Die Rollerskaterinnen Victoria und Alicia etwa, die für Werbekampagnen und Videoclips im Fernsehen gebucht werden wie auch für Show-Einlagen und Veranstaltungen. Viele von ihnen sind Influencer und können von gesponserten Postings, Modeljobs und Markenkooperationen leben.

„Neulich wurde ich während eines Jobs im Skatepark direkt schon für einen nächsten gecastet“, erzählt die Skateboarderin Marissa, die auf Instagram mehr als 140.000 Follower hat. Wie die Skateboarderinnen Kaiya und Noodee räumt sie mit dem Klischee auf, dass der Sport nichts für Mädchen und Frauen sei – auch wenn sich das erst vor nicht allzu langer Zeit gewandelt hat. Marissa stammt aus einer streng religiösen Familie, in der Mädchen vieles verboten war. Wie durch ein Wunder war ihnen aber das Skateboardfahren gestattet. Gemeinsam mit ihren drei Schwestern (ihre Schwester Lydia ist ebenfalls Teil unserer Geschichte) war das Skateboardfahren für sie damals auch eine Flucht aus dem strengen Elternhaus. „Unter den vielen Jungs waren wir damals eine echte Ausnahme, aber wir hatten immer uns.“

Heute gibt es viele professionell organisierte Gruppen rund um weibliche Skaterinnen, übrigens auch bei den Rollerskatern. Auch schwarze Skater organisieren sich zunehmend. „Skate for Peace“ wurde rund um die Black-Lives-Matter-Proteste zur eigenen Bewegung. Bei den Rollerskatern – die eine längere Geschichte haben – führen Schwarze und Weiße in den Fünfzigern und Sechzigern noch getrennt. Welchen Anteil die lange marginalisierten schwarzen Rollschuhfahrer an ihrer gemeinsamen Sportkultur hatten, wurde nie ausreichend thematisiert. Heute drehen in Venice Beach alle gemeinsam ihre Runden, in ihrer bunten, klackernden, schwerelosen Welt. ◀



**Tapiwa:** Leder-Netz-Top mit Nietenfinit und Lederweste von Celine Homme, bemalte Slim-Fit-Jeans mit geripptem Effekt von Givenchy, Crossbody-Bag aus Modeschmuck und Glasperlen mit Doppel-C-Verschluss von Chanel



**Noodee:** übergroßes Satinhemd in Blush-Pink von Diesel, Band-Shirt mit Nirvana-Print von R-13, Tie-Dye-Bermudashorts von Fendi, V-Logo-Signature-Halskette aus Metall mit Swarovski-Kristallperlen von Valentino, bunte Muschelkette von Palm Angels

**Fotos:** Eva Baales  
**Styling:** Leonie Volk  
**Text:** Celina Plag  
**Kreativdirektion, Casting und Produktion:** Leonie Volk & Celina Plag  
**Styling-Assistenz:** Mariah Alcantar  
**Talents:** Alicia, Ben, Dan, Dee, Goopy, Kaiya, Lailah, Lydia, Noodee, Marissa, Victoria, Noelle, Vanessa, Ymani (Vision Los Angeles), Tapiwa (State Management), Angelina, Laurel (Two Management)  
 Herzlichen Dank an Conrad Bauer.



**Tapiwa:** schwerer Strickpullover im Trikot-Look aus zwei Lagen und Reifrock von Louis Vuitton, Nylon-Shades von Prada Linea Rossa



**Lydia:** Fischerhut aus Pelz mit Logo-Verzierung aus Nieten von Celine Homme

FIND YOUR ULTRA



Akasha II

Super dämpfender trail-running Schuh, konzipiert für lange Distanzen, garantiert er totalen Komfort und Stabilität. Cushion Platform™ Fußbett, aktive Dynamic ProTechTion™ Verstärkungen und Trail Rocker™ Sohle, welche die natürliche Abrollbewegung des Fußes begünstigt. Entwickelt und getestet im Fleimstal – Dolomiten.

Akasha II: du kannst tagelang damit laufen.

LA SPORTIVA  
 innovation with passion

SHOP NOW ON WWW.LASPORTIVA.COM

# Stoffe für große Erzählungen

Von Stefanie Schütte, Fotos Helmut Fricke

Die Marke Fortuny wird 100 Jahre nach Gründung ihrer Textilfabrik wiederbelebt. Auch die Plisseekleider, die schon Isadora Duncan und Sarah Bernhardt liebten, sollen wieder flattern.

Fortuny – dieses Wort klingt wie ein Versprechen. Glück und Geschick, eben Fortune, beschwört der aus dem Katalanischen stammende Nachname. Wer am Bahnhof von Venedig das Vaporetto besteigt und durch den Canale della Giudecca Richtung Markusbecken fährt, sieht nach wenigen Minuten auf der Steuerbordseite die große Aufschrift am Empfangsgebäude einer historischen Textilfabrik auf der Insel Giudecca. Schon als Sechsjähriger fragte sich Alberto Torsello, was sich hinter den Mauern mit diesem Namen verbergen könnte. Damals wohnte der gebürtige Venezianer mit seiner Mutter gegenüber und blickte täglich auf den Schriftzug. Ein halbes Jahrhundert später ist er angetreten, Fortuny neuen Glanz zu verleihen.

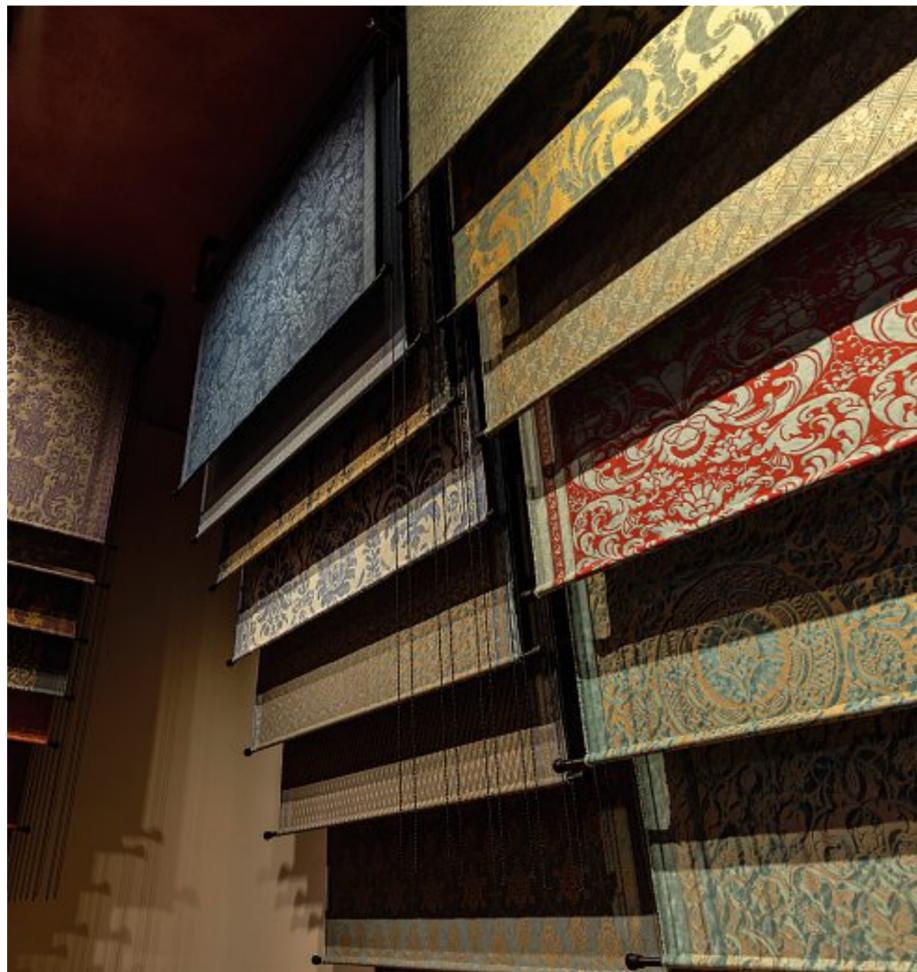
Mariano Fortuny y Madrazo (1871 bis 1949) galt zu Lebzeiten als „Magier von Venedig“. Der gebürtige Spanier, Spross einer Künstlerfamilie, war ein Universalgenie und errang mit seinen Stoffen, seinen Lichtinstallationen und seinen schon von Marcel Proust bewunderten Plisseekleidern Weltruhm. Mit seiner Textilfabrik, die bis heute produziert, hat er ein einmaliges Erbe hinterlassen, nicht nur den Venezianern.

Die Fabrik gehört den amerikanischen Brüdern Mickey und Maury Riad. Vor wenigen Monaten haben sie Torsello zum neuen künstlerischen Direktor des Hauses ernannt. Der Italiener ist ein bekannter Architekt, der auf den Erhalt und die Erneuerung des historischen Erbes der Stadt spezialisiert ist. Er hat die Scuola Grande della Misericordia und die Fassade des Dogenpalasts restauriert und wurde für sein sensibles Design mit dem Compasso d'Oro ausgezeichnet. Als erste Probe seines Könnens für Fortuny hat er den Showroom der Fabrik neu gestaltet. Aus dem eigentlich anlässlich der venezianischen Kunsthandwerksschau Homo Faber erdachten Projekt wurde eine Gesamtaufgabe. Und so steht Torsello nun auf dem Fabrikgelände neben der einstigen Getreidemühle Molino Stucky und sieht sich als neuen Dirigenten eines Orchesters.

„Ich bin gleichsam in die Tiefe des Meeres eingetaucht, um die Bedeutung von Fortuny zu verstehen“, sagt er. „Ich habe mit den Arbeitern und Angestellten gesprochen, mit dem Chef der Produktion und der administrativen Leitung. Es muss wieder einen Teamgeist geben.“ Die Fabrik existiere auch deswegen schon so lange, weil es stets ein Zugehörigkeitsgefühl gegeben habe.

## HERSTELLUNG? GEHEIM!

Stille herrscht auf diesem Teil der Giudecca. Hier verwirklicht Fortuny, seine Frau Henriette und später auch die Nachfolgerin der beiden, Elsie McNeill, ihre Vorstellungen stoffgewordener Noblesse. 35 Personen arbeiten an Fertigung und Verkauf von Interior-Stoffen, Kissen, Schirmen oder textilen Buchumschlägen – feinen Nischen-



Alberto Torsello taucht als neuer Designer nun tief in die Geschichte der Marke Fortuny ein. Die Textilfabrik auf der Insel Giudecca bietet mit ihrer hundertjährigen Geschichte reichlich Anregung.



Mariano Fortuny y Madrazo (auf dem Bild um 1935) war Designer, Künstler, Innenarchitekt, Ingenieur – und meldete als Erfinder mehr als 50 Patente an. Die Palazzina auf dem Gelände der Fabrik ließ sich Fortunys Nachfolgerin Elsie McNeill errichten. Dort finden sich noch die alten Farben, Stoffe und Fotoplatten.

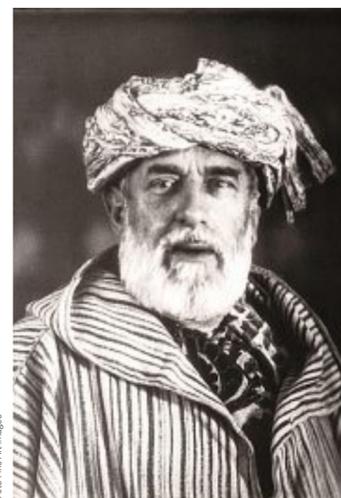


Foto: Fine Art Images

// Vom Licht war Fortuny regelrecht besessen. Die dichten Plissees seiner Kleider, das Gold, Silber und Kupfer, das er seinen Farben für die Stoffe beimengte – alles diente der Brechung des Lichts. //

produkten, um deren Herstellung seit jeher ein Geheimnis gewoben wird. Kein Externer hat Zutritt zu den Räumen. Das war schon zu Fortunys Zeiten so. Selbst McNeills venezianischer Ehemann, der Conte Gozzi, durfte die Räume nicht betreten. Die Fenster sind mit Rollos abgehängt, irgendwo erhascht man zumindest einen Blick auf kostbare Stoffrollen, bereit für den Versand. Der sattgrüne Garten mit dem von Contessa Elsie in Auftrag gegebenen alten Schwimmbad verstärkt die meditative Atmosphäre noch.

1922 gründete Fortuny die Fabrik auf dem einstigen Gelände eines Konvents, um in größeren Mengen produzieren zu können. Die exquisten Fortuny-Kleider wie das Modell Delphos hingegen wurden weiterhin in einem kleinen Atelier in seiner Wohnstätte, dem Palazzo Pesaro degli Orfei, im Sestiere San Marco gefertigt. Mit ihren wellenartigen Plissees zählen sie bis heute zu den elegantesten Kleidern der Geschichte. Die Tänzerin Isadora Duncan, die Schauspielerinnen Eleonora Duse und Sarah Bernhardt liebten die fließenden Entwürfe im Stil der Antike. Marcel Prousts modebewusste Romanfigur, die Herzogin von Guermantes, besitzt etliche von ihnen.

Fortuny war nicht nur mit Proust befreundet, sondern auch mit vielen anderen Künstlern seiner Zeit: Reynaldo Hahn, Gabriele D'Annunzio, Paul Morand. Alles schien den Spanier, der 1889 nach dem frühen Tod des Vaters mit seiner Mutter und der Schwester nach Venedig gezogen war, zu interessieren: Malerei, Fotografie, Bühnenbild, Inneneinrichtung, Farberstellung, Lichttechnik. Für das Theater entwickelte er ein System indirekter Beleuchtung, das als genial galt.

Vom Licht war Fortuny regelrecht besessen. Die dichten Plissees seiner Kleider, das Gold, Silber und Kupfer, das er seinen Farben für die Stoffe beimengte – alles diente der Brechung des Lichts, den Reflexionen, die an das bläulich-golden schillernde Wasser der Lagune erinnern. Und so ist das Licht eine der Säulen von Alberto Torsellos Konzept für den Relaunch der Textilmarke. „Ich bin kein Stoffdesigner“, sagt er. „Aber auch als Architekt denke ich immer an das Licht. Und in Mariano Fortuny fand ich jemanden, der genau darüber arbeitete. Es wäre etwas Anderes gewesen mit Stoffen, bei denen es einfach ein Muster ging. Doch diese Stoffe erzählen vom Licht, vom Volumen, von Räumen.“

## WIE IM THEATER

Eine andere Säule seines Konzepts ist das Thema Theater. Torsello hat die Stoffe, die an Fortunys Bühnenbilder und -kostüme erinnern sollen, wie ein Theater inszeniert. Verborgene unter einer schmalen Eisenkonstruktion, können sie durch lange Ketten in voreinander liegenden Schichten herabgelassen werden. Auch das Motiv „Reisen“ lässt Torsello anklängen. Zwei große Truhen im neuen Showroom erinnern an die Überseekisten, mit denen Mariano und Henriette Fortuny von Venedig aus aufbrachen, um in der Welt Inspiration zu finden. Schon Fortunys Mutter hatte eine große Sammlung von Stoffen verschiedenster Herkunft besessen, von Bildern und von Büchern. Als Kind schwelgte Mariano Fortuny in einem Universum von Farben und Mustern.

In der Fabrik werden ägyptische Baumwolle, Baumwoll-Mako oder Serge-Gewebe wie früher in mehreren Lagen gefärbt und nach den von Fortuny und seiner Frau entwickelten Verfahren bedruckt. Nur bei der Rezeptur der Farben hat

sich etwas geändert: Einige der aus organischen Substanzen entwickelten Farben durften später nicht mehr hergestellt werden. Doch immer noch schimmern die Stoffe sanft in den schönsten Tönen, bedruckt mit Mustern der Renaissance, orientalischen Arabesken, afrikanischen Ornamenten, italienischen Blattformen oder goldglänzenden Linien.

Das Verblasen der Marke Fortuny mag für den Fortbestand der Fabrik in einer Hinsicht ein Glücksfall gewesen sein. Alles scheint noch ungestört an seinem Platz zu sein. Die Möbel in der Palazzina, die Elsie McNeill für sich und den Conte auf dem Firmengelände errichten ließ, stehen da wie im Dornröschenschlaf. In ihren Schubladen findet man alte Farben von Fortuny, viele Fotoplatten und frühere Auftragsbücher. Die komplexe Erbfolgegeschichte trug sicherlich zu dem Schattendasein bei. Als Fortuny 1949 starb, versuchte seine Witwe, die Geschäfte zunächst alleine weiterzuführen. Sie sah sich jedoch der Aufgabe nicht gewachsen und bat schließlich Elsie McNeill um Hilfe, von der Henriette Fortuny glaubte, nur sie könne Produktion und Vertrieb steuern. McNeill, stilbewusste Inneneinrichterin und amerikanische Repräsentantin von Fortuny, hatte maßgeblich zum internationalen Erfolg der Marke beigetragen. Nach langem Zögern ließ sie sich erweichen und nahm die Dinge in die Hand. Das Wohnhaus mit dem Atelier für die Seidenkleider hinterließ Henriette Fortuny der Stadt Venedig.

Das gesplante Erbe begünstigte auch, dass in den vergangenen Jahrzehnten ein weiteres Unternehmen mit dem Namen Fortuny entstand, das bis heute Leuchten in der Tradition des „Magiers von Venedig“ verkauft und Seidenkleider und Kimonos in dessen Stil produziert.

Elsie McNeill starb 1994. Wie die Fortunys war sie kinderlos geblieben und hatte ihrerseits ihren amerikanischen Anwalt Maged Riad überredet, die Fabrik zu kaufen und nach ihrem Tod ihr Erbe fortzuführen. So fanden sich dessen plötzlich mit einer unverhofften Verbindung nach Venedig konfrontiert. Erst zwei Jahre nach der Übernahme der Marke von Elsie McNeill habe sein Vater ihm davon erzählt, berichtet Mickey Riad. „Du kennst doch Fortuny“, so habe er gesagt. Um dann fortzuführen: „Nun, mir gehört diese Marke.“ Mickey Riad war damals 16. Seitdem fühlt sich der New Yorker für die Geschicke der venezianischen Marke verantwortlich. Verluste habe die Fabrik nie gemacht, sagt er. Es habe auch einzelne Projekte mit Modedesignern wie Rick Owens und der Marke Valentino gegeben. Und doch seien ihm vor Rührung die Tränen gekommen, als Alberto Torsello ihm und seinem Bruder sein Konzept für Fortuny vorgestellt habe.

Gut 150 Jahre nach Mariano Fortunys Geburt und 100 Jahre nach dem Produktionsbeginn in der Fabrik herrscht Aufbruchstimmung. Stoffe, Schirme, Kissen – alles soll anders gedacht werden. Sogar eine Wiederauflage der legendären Plisseekleider ist laut Alberto Torsello in Planung. Die Familie Riad arbeite schon seit einigen Jahren an diesem Projekt. Inzwischen scheint die hohe Qualität der Entwürfe von damals erreichbar zu sein. Vielleicht kann neben der Glasbläserei und dem Bootsbau auch die Expertise im Umgang mit Stoffen Venedig einen neuen Weg in die Zukunft weisen. „Made in Venice“ als Synonym für große Handwerkskunst: Der Serenissima, die vom Massentourismus geplagt ist, würde es gut zu Gesicht stehen. ◀



Das sieht Manuel Neuer, wenn er bei der Fußball-WM die Minibar öffnet: getrocknete Datteln statt Schokoriegel. Im Zulal Wellness Resort, dem Quartier der deutschen Elf in Qatar, geht es um Detox, nicht um Genuss.



Sie sollen Glück bringen, die kleinen Porzellanfiguren aus Galicien, die an Strandtäschchen von Heimat Atlantica appliziert sind. Eine Hommage an das Handwerk der Atlantikküste (über matchesfashion.com).

## Label egal

Beim Kauf von Secondhand-Mode ist den meisten Konsumenten die nachhaltige Produktion eines Kleidungsstücks wichtiger als der Markenname. Laut einer Umfrage von Momox Fashion und dem Marktforschungsinstitut Kantar entscheiden sich 60 Prozent der Befragten für gebrauchte Kleidung, die nachhaltig produziert wurde. 87 Prozent sagen, dass sie Secondhand-Mode kaufen, weil das gut für die Umwelt ist. Und 83 Prozent geben als Grund an, dass sie damit Geld sparen wollen.



Mit dem Campingbus unterwegs? Zelten am Strand? Im Gepäck könnten die robusten Seifendosen aus Aluminium von Klar Seifen sein.

## Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten

zusammengestellt von  
Anke Schipp

#  
**132**



Hält was aus, der Luxuskoffer R.M.S von Hermès, mit lederverstärkten Ecken und Rollen, fast wie beim Skateboard.



Der Kinderstuhl, auf dem auch Eltern sitzen, wird 50. Zum Jubiläum gibt es eine limitierte Auflage des Tripp Trapp von Stokke.

Die Surfermarke Quiksilver war schon vor 40 Jahren angesagt. Passt also, dass sie die neue Staffel der durchgeknallten Netflix-Serie „Stranger Things“ ausstattet, die in den Achtzigerjahren spielt.



FOTOS ANNE SCHIPP, NETFLIX, HERZOG & ERNST

## Türen schließen und abrocken

Wer Bahnfahren öde findet, sollte sich von Elena Uhlig inspirieren lassen. Auf Instagram zeigt die Schauspielerin, was sie auf langen Zugfahrten macht: mit anderen Fahrgästen und Zugpersonal (ja!) zu „It's Raining Men“ oder „Atemlos“ tanzen (#uhligszugtanzen).



Wir sehen uns am Strand! Dann am besten in den Holzsandalen von Scholl, die von der Marke Ganni im Sechziger-Look veredelt wurden.



Genug von Hugo und Aperol? Wie wäre es in diesem Sommer mit einem Portwein? Trinkt die britische Königin auch. Und der weiße Port Blend No. 5 von Graham's eignet sich bestens zum Mixen mit Tonic, Limette, Minze und Eis.

FOTOS GANNI, HERZOG & ERNST



## Schnittmenge Von Holger Appel

Jetzt geht es dem Rasen an den Halm. Aber wie? Jedenfalls lassen wir das Kabel weg.

Im Frühjahr holt den Gartenfreund der Herbst ein. Den alten Mäher hat er wieder in den Keller gestellt und vergessen oder verdrängt, dass ihn das Kabel jedes Mal gestört hat. Es sollte doch längst ein neuer her. Aber welcher? Er soll motorisch betrieben sein und jedenfalls kein Kabel haben. Die Antwort des Kindes im Manne kann nur heißen: Ein Aufsitzmäher muss her, fachmännisch Rasentraktor genannt. Er ist benzingetrieben und wirkt im städtischen Garten meist ein wenig überdimensioniert – obgleich der Versuch, sich Argumente zurechtzulegen, mit jedem Jahr drängender wird.

Es gibt Ausweichlösungen. Man kann sich ein Grundstück in ländlicher Gegend zulegen und dort seinen Spieltrieb mit dem Nützlichen verbinden, denn der Aufsitzmäher hat viel Leistung, schon auch mal zwei Messer, und kriegt so ziemlich alles klein. Oder man wird Platzwart im Tennisverein oder im Fußballklub, da gibt es immer was zu mähen, zu ziehen, zu schieben. Hersteller wie John Deere oder Honda haben diverse Modelle im Angebot, sie alle sind robust, halten aber nicht alles aus. Reparaturen sind teuer, und wer das gute Stück nur privat nutzt, ist nicht vor Überraschungen geschützt. Die Batterie ist in der Regel recht knapp bemessen, wer nur selten mäht, riskiert deren Kollaps. Dann heißt es mit der Autobatterie starten und eine neue kaufen. Etwas handwerkliches Geschick schadet also nicht.

Das ist mit Mähern für den Hausgebrauch anders. Kleine Gärten werden sich wohl noch von Hand mähen lassen. Doch finden offenbar immer mehr Hausbesitzer Freude daran, Roboter ans Gras zu lassen, selbst dann, wenn die Fläche nur 200 oder sogar nur 100 Quadratmeter beträgt. Der Grund ist nicht nur Bequemlichkeit. Die Qualität eines regel- und gleichmäßig kurz geschorenen Grüns steigt sichtbar, der Rasen ist dichter, Unkraut hat es schwerer.

Mähroboter gibt es für größere und kleine Flächen, für ebene und hügelige Landschaft, für einfaches und kompliziertes Gelände. Das Angebot ist groß, Husqvarna, Bosch, Alko und Gardena sind nur einige Hersteller. Manche arbeiten mit GPS, in den meisten Fällen muss ein Kabel im Boden verlegt werden, damit der Roboter seine Grenzen kennt. Die Installation gelingt dem halbwegs talentierten Verleger in ein bis zwei Stunden. Der Begrenzungsdraht muss außen

um den Rasen gezogen werden, mit dem Gummihammer einzuschlagende Plastikheringe fixieren ihn am Boden. Alternativ kann eine Furche in die Erde gefräst und der Draht darin unter der Oberfläche eingelassen werden. Beides funktioniert, in der Auf-Gras-Variante ist der Draht nach wenigen Wochen bis zur Unkenntlichkeit überwuchert.

Viele Geräte fahren nach dem Zufallsprinzip, was zunächst irritierend aussieht, doch das Ergebnis ist in der Regel überzeugend. Auf Dauer werden alle Halme erwischt. Drei Stunden Akkulaufzeit sollten drin sein. Der Roboter benötigt allerdings regelmäßige Updates, die sollten am besten kontaktlos über App möglich sein. Manches Modell benötigt die komplizierte Variante mit einem Verbindungskabel zum PC. Das ist umständlich und macht Dreck am Ort der Datenübertragung, weil am Mäher immer etwas Rasen klebt. Um 500 bis 1000 Euro dürfen als Hausnummer gelten.

Wer lieber selbst Hand anlegt, greift zum Akkumäher. Die sind zum Teil ernüchternd verarbeitet, der Corpus aus Kunststoff wirkt bisweilen arg billig. Ein solides Gerät scheint uns etwa der Husqvarna LC 142 i zu sein, der mit stabilem Griff und einfacher Schnitthöhenverstellung punkten will. Der Griff selbst ist nicht höhenverstellbar, wer die Arbeit zwischen Groß und Klein aufteilen will, sollte darauf achten. Gewicht ist womöglich auch ein Kriterium, der mit dem 36 V-System betriebene Husqvarna wiegt 17 Kilogramm und lässt sich handlich bewegen. Freunde des Mulchens können das mit einem Zusatzset tun.

Akkumäher werden Alltagsware, trotzdem oder gerade deswegen ist ein aufmerksamer Blick beim Kauf angeraten. An unserem Testgerät war der für die Hand angenehme Gummibezug des Griffs durch den Transport eingeschnitten. Und das Ladegerät streifte. Um 600 Euro wären hier anzulegen, das ist schon ein Wort. Wer sich kabelloses Werkzeug zulegt, sollte über die erste Anschaffung hinausdenken. Die Akkus sind teuer, sie sollten deshalb auch in die Heckenschere oder die Bohrmaschine passen. Es kann sich lohnen, auf ein System eines Herstellers zu setzen. Nicht, dass man sich grün ärgert, weil die alten Akkus nicht in den schönen neuen Mäher passen. ◀



Hand drauf: Bei Akkumähern gilt es, auf die Verarbeitung zu achten. Der Husqvarna LC 142 i wirkt da verlässlich.

# MUSIK FEST BERLIN

In Zusammenarbeit mit  
Berliner Philharmoniker

27.8. –  
19.9.  
2022

Concertgebouworkest Amsterdam  
Klaus Mäkelä

Orchestre Révolutionnaire  
et Romantique / Monteverdi Choir  
John Eliot Gardiner

The Philadelphia Orchestra  
Yannik Nézet-Séguin

London Symphony Orchestra  
Sir Simon Rattle

The Cleveland Orchestra  
Franz Welser-Möst

Rotterdams Philharmonisch Orkest  
Lahav Shani

und viele weitere Gastorchester,  
Ensembles und Solist\*innen

berlinerfestspiele.de  
jetzt  
Tickets  
sichern  
berlinerfestspiele.de



## Zum Glück fehlt mir nur, das Leben leichter nehmen zu können



**Sébastien Jondeau** ist zum Hamburger Buchladen Felix Jud gekommen, um „Ça va, cher Karl?“ vorzustellen, seine Erinnerungen an Karl Lagerfeld, die nun auch auf Deutsch erschienen sind (Insel-Verlag). Jondeau, der 1975 in Paris geboren wurde und in einem Vorort aufwuchs, war seit 1999 Fahrer, Leibwächter und Vertrauter des im Jahr 2019 gestorbenen Modeschöpfers. Der Siebenundvierzigjährige lebt in Ramatuelle bei Saint-Tropez und gehört mutmaßlich zu den sieben Erben Lagerfelds. Für die Marke Karl Lagerfeld arbeitet er als „Product Consultant“. Seine erste Sportmode-Kollektion, Rue St. Guillaume Menswear Athleisure, ist seit diesem Monat in den Läden erhältlich. In Hamburg lässt er sich noch von Modedame Christiane Arp im Hotel Vier Jahreszeiten vor Publikum interviewen, später ist er in einer Signierstunde bei Felix Jud gefragt. Zunächst einmal aber ganz andere Fragen.

### Was essen Sie zum Frühstück?

Ich mische Haferflocken, Banane, Mandelmilch und das Weiß vom Ei und koche es auf. Dazu einen Kaffee.

### Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Überall. In Saint-Tropez gehe ich gern ins Battaglia, da findet man viele verschiedene Sachen. Und ich gehe gern zu Dior. Ich mag den Designer Kim Jones, der für Dior die Männermode entwirft.

### Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Eine Jacke von Libertine im Military-Stil. Ohne aufgenähte Flagge, aber mit vielen Applikationen. Die hat mir Karl geschenkt, bestimmt schon vor 15 Jahren. Die trage ich noch oft, die passt zu allem.

### Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Zum Ende des Jahres verschicke ich immer viele handgeschriebene Karten.

### Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

In meiner Jugend die Geschichte des Gewaltverbrechers Jacques Mesrine. Darüber gibt es auch einen tollen Film, mit Vincent Cassel, „Public Enemy No. 1“.

### Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Jeden Morgen schaue ich eine halbe Stunde lang Fernsehnachrichten. Und auf dem Handy lese ich den „Figaro“.

### Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Die Leute fragen mich über mein Leben und über Sport aus: Wasserski, Boxen und so weiter.

### Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Bei „Joker“, mit Joaquin Phoenix, sehr stark, sehr grausam. Das nimmt einen wirklich mit.

### Sind Sie abergläubisch?

Ja, bin ich. Ich gehe nicht unter einer aufgestellten Leiter hindurch. Und wenn eine schwarze Katze meinen Weg kreuzt, bleibe ich stehen, gehe zurück und nehme einen anderen Weg.

### Worüber können Sie lachen?

Über mich. Denn ich bin oft kompliziert wegen gar nichts.

### Ihr Lieblingsvorname?

Komische Frage! Noch nie drüber nachgedacht! Aber wenn ich einen Sohn hätte, würde ich ihn Milo nennen. Ich weiß nicht, warum.

### Machen Sie eine Mittagspause?

Natürlich, jeden Tag. Ich arbeite ja nicht viel, ich habe Zeit dafür. Auch mit Karl habe ich immer zu Mittag gegessen. In Frankreich gehört das dazu.

### In welchem Land würden Sie gerne leben?

Ich liebe mein Land, besonders den Süden. Außerdem liebe ich den Süden von Marokko. Nach Dakhla an der Atlantikküste fahre ich zum Kitesurfen und Boxen. Ein ganz besonderer Ort, fast schon an der Grenze zu Mauretaniens. Hohe Wellen, eine tolle Lagune, sehr heiß, aber mit viel Wind. Magisch!

### Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Joghurt. Meine Freunde machen sich lustig über mich, wenn sie in meinen Kühlschrank schauen.

### Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit Auto. Ich habe zwei Autos: einen Hummer H2, der mit Ethanol läuft, und einen Elektro-Jeep. Früher hatte ich zehn Autos, Rolls-Royce, Porsche, Ferrari und so weiter. Ich wusste gar nicht, welches Auto ich nehmen sollte, wenn ich wegfahren wollte. Das Problem habe ich nicht mehr.

### Was ist Ihr größtes Talent?

Motorrad zu fahren. Darin bin ich besser als im Autofahren. Als ich einmal einen schweren Unfall hatte, fuhr ich vorübergehend nur Mountainbike, aber Downhill. Und das ist dann auch nicht viel ungefährlicher als Motocross.

### Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

All diesen Quatsch: Downhill-Mountainbiken, als wäre ich 15 Jahre alt, dabei bin ich 47. Mein Bruder ist genauso.

### Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Leonardo da Vinci. Ein Genie! Was er alles erfunden hat, und auf ganz verschiedenen Gebieten.

### Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Eine Apple Watch, die mir meine Freundin zu Weihnachten geschenkt hat. Ich habe auch noch viele andere Uhren, weil Karl verrückt nach Uhren und sehr großzügig war. Meist trage ich eine Audemars Piguet oder eine Patek Philippe. Und oft trage ich ein Armband meines Freundes Cyril Aaron Bismuth.

### Haben Sie einen Lieblingsduft?

Klar, und zwar den, den ich trage! Bois d'Iris von Van Cleef & Arpels.

### Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Mein Freund Richard Virenque, der ehemalige Radrennfahrer, hat ein Haus auf St. Martin, der Karibik-Insel, auf dem südlichen Teil, der zu den Niederlanden gehört. Dort zu sein – das sind die besten Ferien.

### Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Wegen Corona ist das lange her. Das war Soprano, im Oktober 2019 im Stade Vélodrome in Marseille. Er ist der beste neue französische Popstar. Und ein wirklich netter und smarter Mann, sehr erfolgreich – und doch auf dem Boden geblieben.

### Was fehlt Ihnen zum Glück?

Das Leben leichter zu nehmen. Deshalb habe ich das Buch „Jetzt! Die Kraft der Gegenwart“ von Eckhart Tolle schon mehrmals gelesen. Ich bin natürlich gesegnet vom Glück, das werde ich nie vergessen. Aber ich wäre gern innerlich richtig frei.

### Was trinken Sie zum Abendessen?

Wasser. Manchmal trinke ich ein Bier, am liebsten Corona, manchmal Rotwein, aber meistens Wasser.

### Aufgezeichnet von Alfons Kaiser.

# # MY ATTITUDE

SHOW YOUR CONFIDENCE.  
IT'S YOUR BEAUTY.

MERZ AESTHETICS empowers people to confidently express their unique attitude. We help them to look better, feel better, live better. [merz-aesthetics.info](https://www.merz-aesthetics.info) @merzaesthetics\_de  
Copyright © 2022 Merz Aesthetics GmbH. Alle Rechte vorbehalten. Merz Aesthetics® ist ein eingetragenes Markenzeichen der Merz Pharma GmbH & Co KGaA.





## REISEN MIT ÜBERBLICK

Die Sky-Dweller ist ein technisches Meisterwerk, das **Eleganz mit Bedienkomfort verbindet** – eine Armbanduhr, mit der Weltreisende die Zeit rund um den Globus im Blick behalten. Ihr Saros-Jahreskalender, der intelligent zwischen Monaten mit 30 und 31 Tagen unterscheidet, sowie eine zweite Zeitzone können schnell und sicher mithilfe des raffinierten Ring-Command-Systems eingestellt werden. Mit ihren herausragenden Funktionalitäten verkörpert die Sky-Dweller die einzigartige Innovationskultur von Rolex, die immer wieder neue Maßstäbe bei den mechanischen Armbanduhren setzt. **Die Sky-Dweller.**

*#Perpetual*



OYSTER PERPETUAL SKY-DWELLER

OFFIZIELLER ROLEX FACHHÄNDLER

  
**Rueschenbeck**  
WWW.RUESCHENBECK.COM

  
**ROLEX**